

- Digitalisierte Fassung im Format PDF -

Reisen in den indischen Meeren

Guillaume Joseph Hyacinthe Jean Baptiste le Gentil de Galaziere

Die Digitalisierung dieses Werkes erfolgte im Rahmen des Projektes BioLib (www.BioLib.de).

Die Bilddateien wurden im Rahmen des Projektes Virtuelle Fachbibliothek Biologie ([ViFaBio](#)) durch die [Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg \(Frankfurt am Main\)](#) in das Format PDF überführt, archiviert und zugänglich gemacht.

Neue Sammlung
von
Reisebeschreibungen.

Fünfter Theil.

Le Gentils
Reisen in den indischen Meeren
in den Jahren 1761 bis 1771.
Dritte Abtheilung.

Reise nach der Insel Malta
im Jahre 1776.
Aus dem Französischen.

Karl Cordiners
Alterthümer
und malerische Beschreibung
von Nordschotland.
Aus dem Englischen.

J. G. Büschs, Prof.
Bemerkungen auf einer Reise
durch einen Theil Schwedens
im Jahre 1780.

Reisen
in
den indischen Meeren
bei Gelegenheit
des Durchganges der Venus durch die
Sonnenscheibe 1761 bis 1771
auf königlichen Befehl unternommen
von
Le Gentil

Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften.

Dritter Theil.

Aus dem Französischen.



Reise

in

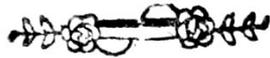
den Indischen Meeren

Dritter Theil.

Erster Abschnitt.

Beschreibung von Madagaskar.

Sich werde jetzt von einer der schönsten Inseln handeln, die ich auf meinen Reisen gesehen, und auf welcher ich den angenehmsten Theil derselben zugebracht habe. Diese Insel ist für uns von der äussersten Wichtigkeit, und hat zur Handlung eine eben so günstige Lage, als Luçon. Sie liegt ebenfalls unter dem heissen Erdgürtel, und fast in der nämlichen Entfernung von der Linie. Beide liegen in der Nähe von Indien, und beide sind gleich fruchtbar, oder vielleicht wird Luçon in diesem Stücke noch von Madagaskar übertroffen. Beide haben eine ansehnliche Größe, und schicken



sich daher zu großen Kolonien. Suçon hat zwar vor Madagaskar wegen seiner sichern und geräumigen Häfen einen großen Vorzug; allein dafür ist diese letztere Insel auch keinen Erdbeben unterworfen.

Es giebt viele Nachrichten von Madagaskar; allein Herr von Flacourt ist der einzige meines Wissens, dem man völlig trauen kann. Seine Beschreibung ward 1661 gedruckt, und war Herrn Fouquet, Oberaufseher der Finanzen, zugeeignet.

Es gab damals in Frankreich eine asiatische Handlungsgesellschaft, die einen kleinen Theil von Madagaskar in Besitz genommen hatte, wohin Herr Flacourt als Befehlshaber geschickt ward. Der Hauptort lag in einer Bucht auf der ostlichen Küste unter 25 Grad S. Br. Die Franzosen baueten hier ein Fort, welches sie Fort Dauphin nannten. Da die Handlungsgesellschaft wegen übler Verwaltung zu Grunde gieng, kam Herr Flacourt nach Europa zwar ohne Reichthümer, aber mit vielen nützlichen Kenntnissen zurück. Er zeigte, warum es mit der Niederlassung auf Madagaskar und überhaupt mit der Handlungsgesellschaft nicht geglückt wäre; und mich deucht, wenn man diesen einsichtsvollen Schriftsteller liest, daß die ostindische Gesellschaft in unsern Zeiten die nämlichen Fehler begangen hat, die Herr Flacourt vor mehr als hundert Jahren der alten Gesellschaft vorwarf.

Der Entwurf, den Herr Glacourt zu einer Niederlassung auf Madagaskar machte, scheint mir für eine Handelsgesellschaft vortreflich zu seyn. Er begreift darunter die ganze östliche Küste vom Meerbusen Antongil an dem nördlichen Ende, bis an den Meerbusen von St. Augustin auf der westlichen Küste unter dem Wendekreise des Steinbocks.

Die Niederlassungen an diesem letzten Meerbusen und zu Fort Dauphin auf der westlichen Küste würden sich wegen ihrer Lage leicht haben unterstützen können, ungeachtet sie achtzig Meilen von einander entfernt sind. In unsern Zeiten möchte eine Niederlassung zu St. Augustin vielleicht mehreren Schwierigkeiten unterworfen seyn, da wir die westliche Küste fast gar nicht mehr besuchen, und die Engländer sich als Herrn des Meerbusens St. Augustin ansehen, wohin sie auch noch oft kommen. Aber wenn sich die Engländer auch auf der westlichen Küste niederliessen, so würden wir doch fast überall von ihnen durch hohe Gebirge getrennt werden, und blos Fort Dauphin und St. Augustin würden sich einander zu Lande angreifen können. Aber auch diese beiden Plätze sind mehr als achtzig Meilen von einander entfernt, und es giebt auf dem Zwischenraume Stellen genug, welche man besetzen, und dem Feinde streitig machen könnte. Ueberhaupt ist es noch die Frage, ob eine Niederlassung auf Madagaskar

nicht vortheilhafter seyn würde, als auf der Küste Koromandel, zu Pondichern, da die Reisen von Madagaskar nach dieser Küste sehr kurz und leicht sind, und die Holländer auch ihre Hauptniederlassung zu Batavia auf der Insel Java, und nur eine sehr mittelmäßige auf der Küste Koromandel haben.

In unsern Zeiten würde Madagaskar für uns noch von weit grösserm Nutzen seyn, da man die Reise von Frankreich aus dahin in höchstens viertheilb Monaten zurücklegen kann, wozu in Herr Glacourts Zeiten wenigstens fünf Monate erfordert wurden.

Madagaskar, welches die Eingebornen Madefasse nennen, und Ptolomäus unter dem Namen Memuthias, und Plinius unter dem Namen Cerne gekannt haben soll, liegt im Ethiopischen Meer ungefähr hundert und siebenzig Meilen von der östlichen Küste von Afrika. Es erstreckt sich von Nord-nord-osten nach Süd-süd-westen ungefähr vierzehn Grad acht und dreißig Minuten, oder zwey hundert und zwey und neunzig Meilen. Es liegt südwärts von der Linie, und man entdeckt es auf 11 Grad 15 Min. S. Br. Die östliche Küste dieser großen Insel läuft von Nord-nord-osten nach Süd-süd-westen vom Fort Dauphin bis an den Meerbusen Antongil, und von diesem bis an das Ende der Insel grade nordwärts.

Von dem Meerbusen Antongil südwärts bis an den Meerbusen St. Augustin ist die ganze Küste von den Franzosen entdeckt worden. Dieser letzte Meerbusen liegt unter dem Wendekreis des Steinbocks am Kanal von Mozambique. Auch der ganze Theil der Insel zwischen Fort Dauphin und dem Meerbusen St. Augustin bis auf den neunzehnten Grad der Breite, welches die größte Breite der Insel ausmacht, ist ihre Entdeckung.

Vom Fort Dauphin bis Tamatave ist die ganze Küste so mit Sandbänken und Riffen eingefaßt, daß man sich ihr kaum mit Fahrzeugen nähern kann. Südwärts von Tamatave trifft man drei schöne Flüsse an, die jeder an der Mündung wenigstens eine halbe Meile breit sind. Sie haben eine ziemliche Tiefe; allein ihr Ausfluß wird durch Sandbänke verstopft. Allein, ungeachtet der Unbequemlichkeit, daß sich keine Schiffe der Küste nähern können, finden doch Pirogen ihre Anlegeplätze, und durch diese kann man mit den Einwohnern Handlung treiben, indem sich die Schiffe weit in die See hinaus vor Anker legen, wo sie sehr guten Ankergrund finden.

Von Tamatave bis nordwärts vom Meerbusen Antongil können Schiffe überall an der Küste anlegen.

Zweiter Abschnitt.

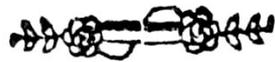
Beschreibung des Meerbusens von Fort Dauphin.

Der Meerbusen von Fort Dauphin wird gegen Norden von der Spitze und dem Felsen Itapere, und gegen Süden durch die Spitze und Halbinsel von Fort Dauphin eingeschlossen. Beide Spitzen liegen zwei Seemeilen von einander, so daß die Einfahrt daher sehr breit ist.

Wenn man die Spitze von Fort Dauphin vorbeigekommen ist, trifft man Südwest gen Westen einen zweiten Busen an, bey welchem das Vorgebürge Ramas, welches anderthalb Meilen vom Vorgebürge Fort Dauphin liegt, mit diesem letztern die Einfahrt machen. Herr Flacourt nennt ihn den Meerbusen der Gallionen. Man könnte ihn auch den falschen Meerbusen nennen, da er überall mit Rissen angefüllt ist, so daß man kaum darin liegen kann, da die Wellen sich schon brechen, ehe sie das Ufer erreichen. Es giebt zwar eine Stelle darin, wo das Meer sehr ruhig ist, nämlich eine Art von Bucht im Südwesten der Halbinsel von Fort Dauphin, worin die Schiffe vor den hier herrschenden Nordostwinden sicher seyn würden, da sie bey dem größten Sturme in See gehen können, wenn sie sich nur bis an den Abfall der Spitze bugfieren lassen. Allein die Risse schienen mir hier das Einlaufen so sehr, wie

wie in dem übrigen Meerbusen überhaupt zu verhindern.

Das Ufer dieser beiden Meerbusen ist sandicht und sehr hoch. Das Erdreich läuft fast waagrecht bis an eine Kette von Bergen fort, die anderthalb Meilen vom Meere entfernt sind. Hinter dieser ersten Kette von Bergen, die sich um die Meerbusen herumschlägt, sieht man eine zweite noch höhere Kette von Bergen, hinter welcher wieder eine dritte hervorragt. Ueberhaupt scheinen alle großen Gebürge aus drei Ketten zu bestehen, wovon die ersten deutlich nur als Auswüchse der Hauptkette anzusehn sind. Die Ebene zwischen dem Meerbusen und den Gebürgen ist dicht mit verschiedenen Holzarten besetzt, zwischen welchen man hin und wieder reizende Thäler und Wiesen, und drei Teiche antrifft, worunter einer vorzüglich schön ist. Alle drei scheinen auf den Gebirgen ihre Quellen zu haben, und die beiden kleinen ergiessen sich in den großen. Ihr Wasser läßt sich recht gut trinken. Der Grund dieser Teiche besteht, so wie der Strand, aus einem sehr feinen Sande. Die Farbe des Wassers sieht aus, wie Eisenrost. Die Ufer dieser Teiche und einige Stellen auf dem Grunde sind mit einer Art schwarzen Sand bedeckt, der wellenförmig liegt, und vermuthlich eisenartig ist. Dieser Sand ist wahrscheinlich durch Regengüsse von den Gebürgen herabgespült worden, und hat durch den Wellen-

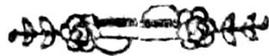


schlag seine Lage bekommen. Man findet auch viel von diesem schwarzen Sande längst dem Meerbusen, da, wo er bei dem Fort Dauphin ins Land eindringt. Man könnte ihn hier in großer Menge unvermischt mit andere Sande einsammeln, woraus man sehn kann, daß er durch Regen von den Gebirgen in den Teich herabgetrieben worden. An dem Teiche fließt er durch den Ausfluß desselben, der anderthalb bis zwei Meilen unterhalb dem Fort Dauphin befindlich ist, ins Meer, aus welchem er durch die Nordostwinde die Wellen und den Strom gegen das Ufer des Meerbusens, wo das Fort liegt, zurückgeworfen wird. Der Sand bey Fort Dauphin läßt sich zwar größtentheils verglasen, allein man findet auch welchen, hauptsächlich auf der Ostseite, der mit Muschel- und Korallenstaub vermischt ist.

Auf der Halbinsel von Fort Dauphin giebt es ziemlich tiefe Thäler und Berge, die einander bedecken. Diese Thäler sind ungemein angenehm, und haben vortrefliches Erdreich. Die Erdzunge, welche den falschen Meerbusen vom Meerbusen von Fort Dauphin trennt, besteht aus einem schönen tiefen Thale, welches eine nur Fuß dicke Lage von vortreflicher Erde hat, worunter sich, ungeachtet der Nähe des Meers, kein Korn Sand befindet. Man trifft eine Quelle von gutem Wasser darin an, die zwar nicht sehr erquicklich ist, bey welcher aber dennoch unsre Schiffe

Auf dieser nämlichen Seite trifft man auf dem Abhange der Halbinsel nach dem Meere zu noch einen Wall und Reste einer viereckigten Bastion an. Nach dieser zu urtheilen mußte man in Frankreich schon beträchtliche Vorschüsse zur Errichtung dieser Kolonie gemacht haben, und jetzt würde sie ohne Zweifel sehr blühend seyn, wenn nicht zu viel durch unruhige und unordentliche Köpfe dabei wäre versehn worden. Man beging zu Fort Dauphin die Unbesonnenheit, die Einwohner zu beleidigen, ohne nachher einmal gegen sie auf der Hut zu seyn. Anstatt daß die Kirche hätte im Fort liegen sollen, wo man während des Gottesdienstes gute Wache hätte halten können, baute man sie weit vom Forte auf. Die misvergnügten Madagaskaner nahmen die Zeit wahr, da man um Mitternacht in der Messe war, und brachten die wehrlosen Kolonisten mit leichter Mühe um, von denen sich nur wenige in Begleitung einiger Weiber von der Insel nach der Insel Bourbon retten konnten, wo sie sich niederliessen.

Man sieht noch die Kalk- und Ziegelofen; allein ich kann nicht bestimmen, wo sie ihren Kalk hernahmen, da man in diesem Meerbusen keinen andern Sand antrifft, als der sich verglasen läßt. Jedoch vermuthet ich, daß sie ihn aus der Gegend von Foulpointe und Tamatave hohlten, weil Herr Flacourt erwähnt, daß zu Port aux prunes 1647 ein Fahrzeug mit Reis und Muschelchaalen



unterging, das von Golembulu nach Fort Dauphin bestimmt war.

Herr Flacourt ließ einen schönen Brunnen bauen, den man noch auffer dem Forte antrifft. Die Schwarzen füllten ihn bei der Ermordung der Franzosen mit Leichnamen und Steine an, in welchem Zustande er bis 1761 blieb, da Herr de la Fontaine einen Versuch machte, ihn reinigen zu lassen. Man fand eine Menge Knochen, Haare und Steine darin. Man hatte ihn schon fünfzig Fuß tief ausgeleert, als ich nach Fort Dauphin kam, ohne daß sich Wasser gezeigt hätte, und weiter ward die Arbeit nicht getrieben. Dieser Brunnen ist in den Felsen gehauen. Ich hätte gern seine Tiefe und die Beschaffenheit des Wassers darin untersucht, welches vermuthlich gut war, wenn man nach der Wasserquelle im Thale, das nach dem Gallionenbusen zuführt, urtheilen darf. Alle diese Wasser kommen unstreitig aus den benachbarten Gebirgen, und dringen durch die Sandlagen und Felsen, aus welchen die Halbinsel von Fort Dauphin besteht, die ungefähr hundert Fuß hoch über der Meeresfläche erhaben ist. Sie kann wegen dieser Höhe mehrere Gänge von vortreflichem Wasser halten, aber eben deswegen kann man auch annehmen, daß der Brunnen nicht bis auf die Meeresfläche herabgehn konnte.

Man findet zu Fort Dauphin noch andre Spuren von den Franzosen, welche im vorigen Jahrhundert sich daselbst niedergelassen hatten. 1761 konnte man sogar noch die Gränzen von den meisten Gärten erkennen, welche von einander durch eine Böschung von Steinen, oder einige Haufen Citronbäume abgesondert waren.

Ausserdem giebt es noch Ruinen von einer kleinen Kirche, von einem Taubenschlage und zwei andern Gebäuden, die halb aus Steinen und halb aus Ziegeln bestehn. Man hatte zu ihrer Zusammensetzung Kalk und Sand genommen, welche mit der Zeit eine eben so große Festigkeit, als die Steine selbst, erlangt hatten.

Der Platz, worauf das Fort steht, ist ein längliches Viereck, das mit einer Mauer eingefasst war, die Seeseite ausgenommen, wo man blos die Grundlagen antrifft; ein Beweis, daß die Arbeit nicht ausgeführt wurde.

Der Oberkaufmann nimmt seine Wohnung immer im Forte, welches eine sehr gute Vorsicht ist, da die Madagaskarer, bei ihrem sonst guten und sanften Karakter, sehr rachsüchtig sind. Sie können wegen der geringsten Beleidigung gleich alles gute Vernehmen aufheben, und die grausamste Rache nehmen. Es ist daher sehr gut, auf seiner Hut zu seyn, weil leicht bei jedem Handel kleine Streitigkeiten vorkommen können. Herr de la Fontaine ließ das Fort auf der Seeseite durch



eine doppelte Reihe Pallisaden einschliessen, und ließ des Nachts über in den beiden Winkeln Soldaten Wache halten.

Das Thor, wodurch man ins Fort kommt, ist groß und von toskanischer Ordnung. Inwendig sieht man auf dem Architrab die Namen Caron und Flacourt, die 1667 Direktoren waren, mit Wappen über den Namen eingehauen.

Dies Werk steht noch unverlezt, und die Inschriften sind in eine Lage von Kitt eingehauen, der eine außerordentliche Härte hat, ungeachtet er nur kürzlich aufgetragen zu seyn scheint.

Die Mauern, welche über zwei Fuß Dicke haben, sind noch unversehrt und mit einem ähnlichen Kitt überlegt. Ganz Madagaskar würde nicht im Stande seyn, diese Mauern zu zerstöhren. Unser Thor ward durch einen Sechspfunder und zwei Drehbassen, die inwendig aufgeführt waren, vertheidigt. Sie waren beständig mit Traubenkugeln geladen, und bestrichen das Feld. Kein Schwarzer, einige Anführer ausgenommen, die ihre Dolche behielten, durften bewafnet ins Fort kommen. Mitten im Forte war noch eine Kanone nebst verschiedenen Drehbassen befindlich.

Der Fuß der Halbinsel ist fast durchgehends mit ungeheuren Felsen eingefast, an denen sich die Wellen zur Fluthzeit brechen. Sie scheinen ehemals zu den Halbinseln gehört zu haben, von welchen
welchen

welchen sie aber in der Länge der Zeit durch Regengüsse abgesondert worden. Es giebt auf einigen dieser Felsen Löcher von ein bis zwei Fuß im Durchmesser, die von der Kunst herzurühren scheinen, aber gewiß bloß dem Regen ihren Ursprung zu danken haben.

Von diesen Felsen aus laufen Risse an einigen Stellen funfzehn bis zwanzig, und an andern gar zweihundert Fuß vor, und machen eine Art von Becken, das gegen das Meer zu ein hohes Ufer hat, gegen welches sich die Wellen mit Hefigkeit brechen. Zur Fluthzeit tritt das Meer anderthalb bis zwei Fuß hoch über diese Risse. Zur Ebbzeit ist dies Becken trocken, einige Stellen ausgenommen, wo es einige Zoll hoch mit Wasser bedeckt bleibt.

Diese Risse scheinen auf schrägen Felsenwänden zu ruhn, und wenn daher zur Ebbzeit der Wellenschlag so stark ist, daß das Wasser bis auf diese Risse getrieben wird, so macht er beim Zurücktreten eine Menge anmuthiger Wasserfälle. Es giebt in diesem Becken auch hin und wieder Brunnen, wovon einige Gemeinschaft mit dem Meere haben. Am Fuße des Forts sind nach der Seeseite zu die Felsen in enge Röhren ausgehöhlt, die, wenn die Wellen sich mit Gewalt darauf los thürmen, von Zeit zu Zeit kleine Springbrunnen abgeben.



Es giebt bei Fort Dauphin nahe am Lande in einer Bucht, die durch die Spitze der Halbinsel gemacht wird, auf welcher das Fort liegt, guten Ankergrund. Von dieser Spitze läuft ein Riff nordwärts beinahe sechs hundert Fuß vor, welches die Schiffe gegen den stärksten Wellenschlag sicher stellt. Nur Schade, daß dieser Ankerplatz höchstens drei Schiffe halten kann. Dies ist eine doppelte Unbequemlichkeit, da die See hier oft sehr hohl geht. Wenn es bloß darauf ankommt, einige Erfrischungen einzunehmen, so kann man überall Anker werfen; allein wenn man der Handlung wegen auf der Halbinsel gelandet hat, so müssen die Schiffe sich so nahe an das Ufer legen, als es nur irgend möglich ist, weil ihnen sonst alle Gemeinschaft mit dem Forte oft abgeschnitten wird, da der Wind in dem Meerbusen oft so heftig weht, und das Meer dort so aufschwellt, daß die Schiffe nicht ohne Gefahr See halten können.

Sonst kann man auch noch längst der Spitze von Itapere vor Anker gehn. Man liegt hier recht gut, und völlig vor dem N. O. Winde sicher. Der S. O. Wind allein kann hier schaden, der zwar stark genug, aber lange nicht so häufig weht, als der N. O. Wind.

Der Ankergrund ist durchgehends so gut, daß ein Schiff eher sinken, als lostreiben würde. Doch muß man sich mit sehr tüchtigen Ankertauen versehen, weil man sonst Gefahr läuft, wenn

sie reißen sollten, in die weite See getrieben zu werden, da der Wind immer sehr heftig bläst, und die See immer sehr hohl geht.

Auch muß man sich vor den Anfern ich Acht nehmen, welche die Schiffe hier oft zurücklassen müssen, und die den Ankergrund sehr verderben. Würde hier wieder eine Kolonie angelegt, so müßte man den Haven davon zu reinigen suchen, weil diese Anker die Ankertaue der Schiffe leicht zerreißen könnten.

Herr de la Fontaine ließ hier neun große Anker aufziehen, wovon einer funfzehn Zentner wog, und sich mit seinem Anker verwickelt hatte, wie er eben absegeln wollte.

Die Nordostwinde, die hier gewöhnlich wehen, sind sehr heftig, und setzen oft Stoßweise an. Ich habe sie oft so heftig gesehen, daß ein Fahrzeug höchstens sein Focksegel würde haben führen können, wenn es auf der See davon befallen wäre. Kaum darf man es wagen, während dieses Windes aus dem Hause zu gehn, da man die Augen von Sandwolken kaum aufthun kann. Selten kommt auch ein Gericht auf den Tisch, das nicht mit Sand vermengt wäre; denn da die Häuser nur von Stroh sind, so treibt der Wind ihn in alle Zimmer.

Dieser Wind fängt gewöhnlich eine oder anderthalb Stunden nach Sonnenaufgange an, und nimmt allmählig bis gegen drei oder vier Uhr

Nachmittags zu. Hierauf läßt er zwar etwas nach, dauret aber noch zuweilen einige Stunden nach Sonnenuntergang, und den übrigen Theil der Nacht ist völlige Windstille. Die Wellen, die während des Windes bergehoch im Meerbusen stiegen, legen sich des Nachts so sehr, daß man ihn des Nachts über für einen Teich halten sollte.

Zuweilen erhebt sich der Wind erst um zehn oder elf Uhr; und noch seltener fängt er erst um zwölf oder halb ein Uhr an. Es giebt so gar den Fall, daß er, wenn er sich schon vor Sonnensuntergange merklich gelegt hat, gegen acht Uhr des Abends wieder anhebt, und mit neuer Stärke die ganze Nacht hindurch bläst.

Dieser Wind fängt immer aus Norden oder Nord, Nord, Osten an, drehet sich allmählig nach Osten, und wehet darauf aus N. O. ein Viertel O. fort, oder wechselt einen Strich mehr oder weniger ab. Am Abend dreht er sich wieder nach Norden, so wie er anfängt abzunehmen.

Man pflegt die Stärke des Windes gewöhnlich bey Sonnenaufgange zu beurtheilen. Ist der Gesichtskreis nach Osten vier bis fünf Grad hoch dick bewölkt, so deutet dies einen heftigen Wind an. Man sieht daher wenigstens im Oktober und November die Sonne selten zu Fort Dauphin aufgehn.

Einige Schiffsoffiziere, die sich etliche Monate zu Fort Dauphin aufgehalten hatten, versicherten mich,

mich, daß diese Winde ordentlichen Abwechslungen unterworfen wären, die sich zuweilen beim Vollmond und Neuwond, zuweilen aber auch während der Viertel ereigneten. Diese Winde drehen sich dabei in vier und zwanzig Stunden um den ganzen Kompaß, und setzen sich einige Zeit im S. O. fest. Diese letztere Winde sind fast immer sehr heftig, und bringen gemeiniglich häufigen Regen mit sich. Ich habe selbst einige dieser Abwechslungen bemerkt, vor welchen gemeiniglich eine Windstille und unerträgliche Hitze hergeht, auf welche oft heftige Gewitter folgen; doch halten diese sich fast immer auf den Gebirgen, wo es heftig donnert, wovon man aber zu Fort Dauphin nur wenig merken kann.

Wenn man einmal tief im Meerbusen von Fort Dauphin sich befindet, so kann man nicht nach Gutdünken auslaufen, weil der Wind beständig weht. Allein man wartet diese Abwechslungen ab, und läßt sich alsdann mit Hülfe einer kleinen Röhrlung so weit buxiren, bis man um die Spitze des Riffs herumsegeln kann, von welchem man sich eine halbe Meile entfernt halten muß.

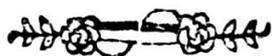
Während dieser Abwechslungen der Winde zu Fort Dauphin giebt es zu Foulpointe wieder ganz verschiedene, ungeachtet es unter 18 Gr. Süd. Breite, und folglich nur sieben Grad nördlicher als Fort Dauphin liegt.

Es giebt dort nämlich eine Art Monson, indem der Wind vom April oder May bis zum Oktober oder November aus Süd oder Süd-Osten, und den übrigen Theil des Jahres aus Nord-Osten bläst. Dieser Monson erstreckt sich über alle diese Meere bis auf die Breite der Inseln France und Bourbon, und selbst noch weiter hinaus.

Die Winde von Fort Dauphin, welche das ganze Jahr hindurch aus N. O. wehen, lassen sich unter 22 bis 23 Graden spüren, doch sind sie auf dieser Breite noch schwach: unter 24 Grad fangen sie an, etwas stärker zu werden, und erstrecken sich vom Lande auf die See hinaus etwa zehn Seemeilen.

Diese Erscheinung ist in Gegenden, wo alle Bewegungen der Luft und des Meeres gewissen Regeln unterworfen zu sein scheinen, sehr merkwürdig. Allein mir deucht, daß diese Winde zu Fort Dauphin blos von einer Zurückprallung von den Gebirgen herrühren, die auf diesem Theile der Insel ungemein hoch sind, und mir, wie ich mich unter 24 Grad S. B. der Insel näherte, die nämliche Höhe zu haben schienen, wie die Berge der Insel Bourbon, die 1600 bis 1700 Klafter über der Meeresfläche erhaben sind. Die Insel Bourbon ist aber nur als ein Punkt in der Luft anzusehn, da hingegen die Kette der Berge auf Madagaskar sich von Nordosten nach Südwesten 50 bis 60 Seemeilen erstrecken.

Da die Winde zu Fort Dauphin und längst der Küste das ganze Jahr hindurch beständig aus Nord, Osten wehen, so rollt das Meer auch gewöhnlich längst der Küste von N. nach Süden, und oft mit vieler Heftigkeit. Aus diesem Umstande, und der Beständigkeit der N. O. Winde kann man zwei für die Schiffahrt in diesen Gegenden sehr wichtige Folgerungen ziehn. Erstlich, daß es sehr leicht ist, den Meerbusen von Fort Dauphin selbst eine halbe Meile von demselben zu verfehlen, wenn man das Unglück hat, unter den Wind zu gerathen; ein Unfall, der schon verschiedne Schiffe betroffen hat. Man braucht nachher funfzehn bis zwanzig Tage, um den Wind wieder zu gewinnen. Zweitens darf man nicht, wie bei andern Plätzen, nur die Breite von Fort Dauphin zu gewinnen suchen, und alsdann grade darauf zusegeln, weil man alsdann gewiß von den Strömen und Winden fortgerissen werden würde. Der sicherste Weg ist, sich unter 24 Grad der Küste zu nähern, und längst derselben fortzusegeln, bis man bei dem Felsen von Itapere vorbeigekommen ist, oder sich wenigstens Nord, oder Südwärts davon befindet. Man kann alsdann Nordwestwärts steuern, um in den Meerbusen hineinzu segeln; doch muß man immer gegen den Wind auf seiner Hut sein, und nur wenig Segel aufziehen.



Der Felsen von Itapere liegt ungefähr eine Viertelmeile von der Spitze entfernt, und ist ganz mit Wasser bedeckt. Allein man kann ihn an dem Brechen der Wellen erkennen, die hier ungemein hoch steigen. Jedoch kamen hier einige Schiffe in Verlegenheit, weil es hier herum viele Wallfische giebt, die, wenn sie Wasser von sich blasen, fast eben aussehen, als dieser Felsen, wenn die Wellen sich daran brechen.

Dritter Abschnitt.

Von den zum Lebensunterhalte und zur Handlung dienlichen Produkten von Fort Dauphin.

Da der Theil von Madagaskar um Fort Dauphin unter dem 25sten Grad der Breite liegt, so könnte man dort alle Bedürfnisse des Lebens gewiß so gut ziehn, als in Frankreich. Das Erdreich ist vortreflich. Herr de la Fontaine ließ Weizen und Hafer säen, der vortreflich fortkam. Er hatte einen Ruchengarten angelegt, in welchem die Ruchengewächse vortreflich und sehr wohl-schmeckend waren. Das Rindfleisch hat fast nur den Fehler, daß es zu nahrhaft ist. Die Hammel sind groß und feist. Ihr Schwanz ist vorzüglich schmackhaft, und wiegt bey einigen wenigstens funfzehn Pfund. Das Flügelwerk ist hier ebenfalls recht gut, und würde noch schmackhafter

sein, wenn man es, wie in Frankreich, mästete. Wildpret gibt es von allerlei Art, vorzüglich aber eine ungeheure Menge Umseln, die zwar kleiner sind, als die unsrigen, aber blos aus einem Stücke Fett zu bestehen scheinen.

Der Meerbusen von Fort Dauphin wimmelt von Fischen von allerlei Art. Die Flüsse und Teiche sind ebenfalls damit angefüllt. Im Flusse Fanshere, zehn Meilen westwärts von Fort Dauphin, giebt es Barben; dies ist ein großer und schöner Fluß. Der König von diesem Theile von Madagaskar hat seinen Hauptort etwa neunhundert Schritt vom rechten Ufer dieses Flusses. Sein gewöhnlicher Zeitvertreib war die Fischerei. Er schickte Herrn de la Fontaine zuweilen Barben, die er gefangen hatte, und deren Größe mich in Erstaunen setzte. Ich habe einige davon gemessen, die über drei Fuß lang waren, und eine verhältnismäße Länge hatten, ohne daß ihnen am guten Geschmack etwas abgegangen wäre. Jedoch hatten zu Fort Dauphin unter den Fischen die Schellfische, die hier zwei bis dreimal so groß waren, als in Frankreich, und unter dem Wildpret die Reiher den Vorzug.

Die Luft ist zu Fort Dauphin ungemein gesund, und die Hitze ziemlich gemässigt, welches den starken Winden zuzuschreiben ist, die beständig die Luft abkühlen. Die Nächte sind ziemlich kalt, und ich mußte daher beständig unter wollenen



Decken schlafen, und zuweilen, wenn ich des Abends die Sonnenhöhe nahm, tuchene Kleidung anziehen, ungeachtet die Sonne damals nur unter zehn bis zwölf Grad unsers Scheitelpunktes stand, und der Thermometer nie unter sechszehn Grad fiel.

Ich befand mich zu Fort Dauphin recht gut. Man ißt dort ziemlich viel. Bei meiner Ankunft empfand ich eine sehr starke Eßbegierde, die mich auch während meines ganzen dortigen Aufenthalts nicht verließ. Ich that des Tags drei Mahlzeiten, und wunderte mich ungemein über die schnelle Verdauung von so nahrhaftem und saftigem Fleische, ungeachtet mein Magen sonst den Fehler hatte, daß er sehr langsam verdaute. Außer diesen Mahlzeiten ließ ich mir, wenn ich die Sonnenhöhen nahm, noch Fleischbrühen bringen; allein diese Lebensart zog mir einige Tage nach meiner Ankunft auf Isle de France, wo die Hitze unerträglich ist, eine gefährliche Krankheit zu.

Es würde sehr leicht sein, zu Fort Dauphin eine Pflanzstadt anzulegen, ungeachtet die bisherigen mislungenen Versuche fast das Gegentheil befürchten lassen sollten. Der letzte Versuch 1766 und 67, der kaum drei Jahr dauerte, geschah auf Kosten von Isle de France, welches selbst noch Unterstützung aus Frankreich bedarf. Eine Pflanzstadt müßte hier ganz auf Kosten von Frankreich selbst angelegt werden. Man könnte eine große Strecke Land zu diesem Endzweck in Besitz neh-

men, ohne Widerstand von Seiten der Schwarzen befürchten zu dürfen. Und mit der Zeit würde diese Besizung wichtiger werden, wie irgend eine von unsern auf den antillischen Inseln. Die Schwarzen würden, wenn man sie nicht beleidigte, uns sehr gerne bei sich sehn, und uns auf alle mögliche Art unterstützen. Man müßte es machen, wie die Holländer auf dem Vorgebirge der guten Hofnung, und sich der Eingebornen bloß auf den Fuß bedienen, auf welchen Diensthöten bei uns stehn, und hauptsächlich alle irgend gewaltsame Wege vermeiden, sie zur Annehmung unsrer Religion zu bewegen; ein Fehler, der im vorigen Jahrhunderte sehr zu unserm Nachtheile begangen ward.

Zum Anfange würden bloß zwei bis drei Kompanien regelmäßiger Soldaten erfordert werden, die aber beständig auf ihrer Hut sein müßten. Nur müßte der Befehlshaber ein kluger kaltblütiger Mann sein, und seine Unterstützung so wohl an Geld als an Truppen unmittelbar aus Frankreich bekommen. Herr Flacourt machte vortrefliche Entwürfe zur Aufnahme dieser Kolonie. Er ließ zu Fort Dauphin Fahrzeuge bauen, mit welchen er den Küstenhandel zu allen Jahreszeiten betrieb. Kleine Fahrzeuge können sich dem Lande sehr nähern, und zur Zeit des Herrn Flacourt gingen die Franzosen in diesen Fahrzeugen bis Foulpointe und St. Marie, und warum sollten sie



jetzt nicht damit bis zum Meerbusen Untongil segeln und daselbst überwintern können?

In der Gegend um Fort Dauphin giebt es schöne Wiesen und vortrefliche Futterkräuter, die unzählbare Heerden von Rindvieh ernähren könnten. Das Thal Ambulle verdient vielleicht vor unserm Thale von Auche und unsern Wiesen in Cotentin noch den Vorzug. Die Viehzucht würde daher für unsre Schiffe und für Isle de France, wo fast immer Mangel an Fleisch ist, ausserordentliche Vortheile bringen. Reis giebt es zu Fort Dauphin nicht so viel, daß man ganze Schiffe zur Ausfuhr damit würde beladen können. Allein es wächst doch so viel, als die Einwohner brauchen, und da der Weizen hier sehr gut fort- kömmt, so würde er ebenfalls zum Unterhalte der Kolonie, und selbst zur Ausfuhr nach Isle de France dienen können, wo die Ernten oft fehlschlagen, und die Saat sehr bald ausartet. Zu Fort Dauphin würde man auch nicht fürchten dürfen, das Land zu erschöpfen, da man genug hat, um es oft ver- ändern zu können.

Man würde Seidenwürmer zu Fort Dauphin gut ziehen können, da sie hier einheimisch sind. Man findet sie häufig in den Gehölzen. Ich fand zu Fort Dauphin Seidenwurmgespinste an Baumzweigen hängen, die eine ausserordentliche Größe hatten. Die Schwarzen von den Gebir-

gen vertauschten sie an uns für etwas Schießpulver oder einige Kugeln.

Alle diese großen Gespinste, welche die Größe einer Faust hatten, waren durchlöchert. Wahrscheinlich hatten diese Löcher, welche einen kleinen Finger dick waren, den Würmern zum Ausgange aus ihrem Gefängnisse gedient.

Herr Flacourt erwähnt S. 159. vier Arten Seidenwürmer, die zu Fort Dauphin befindlich sein sollen, und wovon einer vorzüglich schöne Seide giebt.

Diese Art hängt ihr Gespinste an einen Baum am Ufer des Meeres. Ich weiß nicht, ob die großen Gespinste, die man mir brachte, dazu gehören, allein die Seide schien mir etwas grob zu sein, welches ich der Nahrung des Wurmes zuschrieb; denn meines Wissens giebt es auf Madagaskar keine Maulbeerbäume, auch finde ich sie nicht in Herrn Flacourts Verzeichnisse. Es würde aber sehr leicht sein, sie aus Sina dahin zu verpflanzen, ungeachtet ein ähnlicher Versuch auf Isle de France verunglückte. Herr Flacourt, der den ganzen großen Strich bis an den Kanal von Mosambique genau kannte, erwähnt eines Volkes, daß noch jetzt unter dem Namen der Sklaven bekannt ist, daß vortrefliche Zeuge von Seide verfertigte, welche theuer bezahlt wurden. Dies Volk zieht unstritig die Seide aus dem Lande selbst, und dieser Handlungsweig könnte daher sehr beträch-

beträchtlich werden. Ich habe selbst Zeuge gesehen, welche die Einwohner aus den Gespinnsten der Seidenwürmer machen, die sie in den Wäldern finden. Sie wickeln die Seide los, wie wir es mit der Baumwolle bei uns machen, und spinnen sie an einer Art Rocken von Bambusrohr.

Wir ziehn viele Seide aus Sina, die wir leichter und wohlfeiler von Fort Dauphin haben könnten. Ausserdem würde das Einkaufsgeld viel zur Aufnahme der Kolonie beitragen, da es jetzt hingegen nach Sina geht, von woher man nicht hoffen darf, etwas zurück zu bekommen.

Noch einen großen Vorzug hat Madagaskar für uns. Im Thale Umbulle nordwärts von Fort Dauphin giebt es vortrefliche Eisengruben. Aus dem dortigen Eisen, das schon guten Stahl giebt, machen die Einwohner auch ihre besten Geräthe und Waffen.

Zuckerrohr, das hier von vorzüglicher Güte ist, giebt es zu Matatanes, achtzig Meilen nordwärts von Fort Dauphin, wo die Franzosen zur Zeit des Herrn Flacourt ein kleines Fort hatten, in solcher Menge, daß man gleich Zuckersiedereien anlegen, und jährlich verschiedene Schifsladungen Zucker nach Frankreich ausführen könnte. Man könnte es zu allen Jahreszeiten auf kleinen Fahrzeugen nach Fort Dauphin bringen, wo große Schiffe es leichter, als aus dem Flusse Tamatane würden abholen können.

Der Wallfischfang würde ebenfalls ein Gegenstand sein, den man nicht würde vernachlässigen dürfen.

Es giebt zu Fort Dauphin eben nicht viele Schaalenthiere, und die meisten davon sind zertrümmert und mangelhaft, welches kein Wunder ist, da die Wellen sie mit so vieler Gewalt über die Riffe auf den Strand werfen. Die leichtesten sind noch am meisten unversehrt, da die Wellen sie hoch über die Felsen wegspülen, und auf dem weichen Sande fallen lassen. Die meisten von denen, welche ich mit nach Frankreich nahm, wurden auf den Schiffen selbst, und nur wenige am Strande selbst gesammelt.

Von den Seeapfeln (oursin, Echinus) fand ich hier die Art, welche Rumpf mit dem Buchstaben D. bezeichnet; man findet hier auch platte, wovon ich aber nur zerbrochene Stücke fand, und überhaupt die Arten, welche es auf Isle de France giebt.

Vom Cancer ruber des Rumpf konnte ich auch nur Stücke finden.

Von den Seeschnecken des Rumpf giebt es hier eine ungeheure Menge.

Die Hummerarten sind hier vortreflich, aber etwas kleiner als zu Isle de France. Man fängt sie mit einer Art Spieße.

Seesterne giebt es hier ebenfalls, allein sie sind schwer zu erhalten; denn so wie sie aus dem See-
wasser



wasser kommen, fallen ihnen die Strahlen stückweise ab. Einige darunter haben vier bis sechs Strahlen. Die mit fünf Strahlen ist hier sehr klein. Einige sehen wie Kometen aus, indem ein Strahl weit über die übrigen hinausragt.

Am Strande in der Gallionenbucht giebt es prächtige Papiernautlusse; ich bekam einen vorzüglich prächtigen, der aber an seinem Gewölbe etwas beschädigt ward. Die Schwarzen versicherten mich, daß sie mit ihrem Thierchen vom Sturmwinde häufig, aber fast immer beschädigt auf den Strand geworfen würden.

Von Schnirkelschnecken findet man hier grüne und falbe; Kollschlangen (*Serpula spirorbis*), die Kumpf Ammonshörner nennt; verschiedene Arten rothe und grüne Pyramiden (*Trochus niloticus*) mit dicken und dünnen Wänden; sechs Arten Neriten, vorzüglich die ächte und unächte Venuszige, die sehr groß sind.

Von Stachelschnecken (*Murex*) giebt es eine, die am Rande schwarz getüpfelt ist. Man findet sie mit ihrem noch lebenden Thierchen in Löchern auf den Rissen, doch sind sie oben ebenfalls schon rauh und abgenutzt.

Von Purpurschnecken giebt es Arten, die zum Brandhorn (*Murex feratilis* L.) gehören.

Von Blasen eine sehr kleine und dünne Art, die mit schwarzen Streifen umgeben ist, zwischen welchen falbe Flecken auf bläulichten Grunde vor-

handen

handen sind; die Rübe (*bulba rapa* L.) *le radis*; und das Rebhuhn (*Buccinum perdix*). Diese letztere konnte ich aber nicht unverfehrt bekommen.

Von Schraubenschnecken (*Turbo*) giebt es zwei bis drei Arten. Die Felsen liegen ganz voll davon, allein von tausenden ist vielleicht nicht eine vollständig.

Sehr schöne Olivenschnecken (*Voluta oliva*) die aber selten sind.

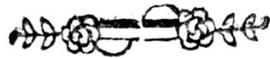
Von Rinkhörnern die Dicklippe (*Buccinum bomum*) und verschiedne andre Arten.

Von Meereicheln (*Lepas*) das Seeohr, (*L. aurita*) das hier oben geschiefert ist; diese Art ist hier sehr groß, und hat sieben bis acht Löcher; eine kleine Art ohne Löcher, und verschiedne andre Arten.

Mit Röhrenschnecken sind die Risse hier ganz bedeckt: man findet darunter sehr schöne mit fünf bis sechs konzentrischen Wendungen; allein sie sitzen so fest an den Felsen, daß man sie nicht losreißen kann, ohne sie zu zerbrechen.

Unter den doppelschaalichten Seethieren giebt es verschiedne Arten Venus, Muscheln (*Camet*) die Feile (*Ostrea Lima*) und eine Art von Noahs Arche, deren äussere Fläche schwärzlichbraun ist, mit langen Strichen von der nämlichen Farbe.

Verschiedne Arten Muscheln, wovon eine so groß und stark ist, als die magellanische, die man im Meerbusen findet, und nicht ohne unterzu-



tauchen bekommen kann, da sie sehr selten ist. Die Muschel von der 46sten Tafel des Rumpf hält sich in Löchern auf dem Riffe auf, und ist ebenfalls sehr selten.

Von Austern giebt es auch verschiedene Arten. Die, welche man ißt, kommt der von Isle de France sehr gleich; sie hat eine eben so unregelmäßige Figur, und läßt sich eben so schwer öffnen. Die Riffe sind ganz damit bedeckt, es kostet aber viele Mühe, sie loszumachen. Eine zweite sehr große Art kommt dem Hahnenkamme ziemlich nahe; man findet sie auch auf Isle de France, allein sie sind nur selten. Eine dritte Art hat inwendig einen schönen rothen Rand; sie sitzt sehr fest an den Felsen, und ist nur selten.

Vom Hahnenkamme habe ich blos Stücke gefunden.

Eine große sehr dicke und platte Art giebt es im Meerbusen, allein man kann sie nicht ohne unterzutauchen bekommen.

Von Landschnecken giebt es zu Fort Dauphin sehr schöne Arten: wie Kinkhörner (buccinum); sie haben einen dünnen Rand, drei bis vier Zoll in der Länge, und ungefähr halb so viel in der Weite am breiten Ende; acht Wendungen auf weißgrauen Grunde, und große feuerfarbene Streifen, die diese Wendungen durchschneiden. Sie halten sich unter dicken Dornsträuchen auf, die man häufig zu Fort Dauphin antrifft.

Diese Schnecken haben vier Hörner; wenn sie sich in ihr Haus zurückziehen, so schliessen sie es mit einem Deckel von dickem Schleime zu, den man aber leicht mit den Finger wegräumen kann. Ich fand einige auf diese Art, die wieder aufwachten, als ich ihren Deckel wegnahm; sie krochen darauf etwa vierzehn Tage in meinem Zimmer umher, schlossen sich wieder ein, und waren nach vier Monaten in diesem Zustande noch lebendig. Es giebt eine noch seltnerere Art, die dieser sehr ähnlich, aber doppelt so groß ist. Diese Art hat einen sehr dicken Rand. Ich habe keine mit dem Thiere angetroffen, und daher gehört dies Haus vielleicht nur einem Thiere von der ersten Art, das vor Alter starb.

Im Holze nach dem Teiche zu fand ich drei Arten, die noch unversehrt waren; aber ohne Thier.

Die erste Art war platt, länglicht und genabelt. Sie hatte etwa drei Zoll in der Länge, und zwei Zoll in der Breite; ihr Rand ist gekräuselt, und die Oefnung einem Ovale ähnlich, das unten nicht vollführt worden.

Die zweite Art war der ersten sehr ähnlich, nur hatte sie, so wie ihre Oefnung, mehr Ründung, und ist ausserordentlich bröcklicht.

Die dritte Art ist eine schöne Schraubenschnecke, drei Zoll breit; sie besteht aus elf Windungen, und hat eine plattgedruckte Spitze.



Diese drei Arten sind mit einer Kastanienbraunen Oberhaut bedeckt, unter der sie eine schöne weisse Farbe haben.

Ausser diesen fand ich noch vier bis fünf Arten auf einer Anhöhe, etwa fünf hundert Ruthen von Fort Dauphin. Sie lagen unter einer ungeheuren Menge Seemuscheln, die vermuthlich von den Schwarzen waren hinaufgeschleppt worden, da diese ehemals ihr Dorf auf der Anhöhe hatten. Von den eben erwähnten Arten konnte ich nicht bestimmen, ob sie zu den Land- oder Wasserschnecken gehörten.

Vierter Abschnitt.

Bemerkungen über Ebbe und Fluth, die Winde und Wärme der Luft zu Fort Dauphin.

Fluth und Ebbe, die in Europa ganz regelmäßig zu sein scheinen, sind es keinesweges zwischen den Wendekreisen, es sei dann, daß man sie an einem freien Meer, wo es keine Meerbusen und enge Seearme giebt, beobachten kann. Die Fluthen steigen in den Gegenden des indischen Meers, die ich besucht habe, auch lange nicht so hoch, als in Europa. Auf der östlichen Küste von Madagaskar, von Fort Dauphin bis zum Meerbusen Antongil, steigt die höchste Fluth nicht leicht über drei Fuß.

Zu Fort Dauphin war es mir unmöglich, die Zeit der Fluth zu bestimmen. Vermuthlich liegt dieser Ort zu nahe an der südlichen Oefnung des Kanals von Mozambique, als daß die Fluthen hier so regelmäsig sein könnten, wie sie mir weiter nordwärts zu sein schienen.

Von Fort Dauphin an unter 25 Grad südlicher Breite schlägt sich die Küste schnell nach West: süd: west gen Westen, so daß die äußerste Spitze der Insel kaum einige Minuten weiter südwärts liegt, als Fort Dauphin.

Ausserdem theilt eine sehr hohe Kette von Bergen, die von N. N. O. nach S. S. Westen läuft, die Insel in zwei Theile. Diese Berge, die mir höher vorkamen, als die auf der Insel Bourbon, welche doch beinahe siebenzehn hundert Klafter über der Meeresfläche erhaben sind, verändern gewiß die Richtung der allgemeinen Winde; denn wenn man funfzehn bis zwanzig Seemeilen ostwärts von Fort Dauphin die Hälfte des Jahrs frische O. oder S. O. Winde antrifft, so weht der Wind zu Fort Dauphin aus N. O. mit ungeheurer Hefigkeit, und dieser Wind erstreckt sich längst der Küste ungefähr bis Matatanes, wo die Kette der Berge anfängt, niedriger zu werden. Aus der nämlichen Ursache sind die Ströme zu Fort Dauphin auch am stärksten.

Im Kanal von Mozambique, wo die Winde sehr mäsig sind, giebt es jedoch auch ziemlich

starke Ströme; und im Meerbusen von St. Augustin an diesem Kanal steigt die Fluth über zwanzig Fuß, ungeachtet sie zu Fort Dauphin kaum drei Fuß steigt, welches von diesem Meerbusen kaum achtzig bis neunzig Meilen entfernt ist. Die Nachricht vom Steigen der Fluth zu St. Augustin habe ich Herrn Jamis zu danken, der verschiedene Reisen nach der Westküste von Madagaskar that. Wegen des Steigens der Fluth zu St. Augustin giebt er den Rath, zur Fluthzeit wenigstens auf neun Klafter Tiefe vor Anker zu gehn, weil man nachher bei der Ebbe nur fünf Klafter behält.

Längst der östlichen Küste von Afrika, vom Vorgebirge der guten Hofnung bis an das Vorgebirge Gardafui an der Mündung des rothen Meers, steigt die Fluth sieben bis acht Fuß; zu St. Augustin habe ich ihre Höhe schon bestimmt, und zu Morondava und im Meerbusen Manghaeli steigt sie funfzehn bis neunzehn Fuß; die Fluthen auf der Ostseite der Insel, die nur zwei bis drei Fuß steigen, sind daher für eine sonderbare Erscheinung anzusehn.

Zu Pondichery fand ich die Fluthen höher, als ich sie anfänglich nach dem blossen Augenschein gehalten hatte. Allein der Meerbusen von Bengal ist vermuthlich die Ursache, daß sie sich bis auf acht Fuß hebt, welches auch in der Straße Malakka der Fall ist.

Es war mir zu Fort Dauphin auch nicht möglich, die Stunde der höchsten Fluth zu beobachten; und was noch merkwürdiger ist, so finde ich bei einer genauen Untersuchung der Beobachtungen, daß an den Tagen, da die Fluthen einen regelmäßigen Gang zu halten schienen, das Meer sich nur einmal in vier und zwanzig Stunden hob.

Fünfter Abschnitt.

Beschreibung von Foulpointe und der Küste bis Tamatave.

Tamatave liegt ungefähr zwölf Meilen südwärts von Foulpointe, und hat einen Hafen für kleine Schiffe. Foulpointe ist eine ziemlich breite Landzunge unter dem 18ten Grad der Breite, die nur wenig ins Meer vorläuft. Von dieser Landzunge erstreckt sich ein Riff eine gute Viertelmeile N. N. O. Nordwärts von diesem Riffe findet man eine große Bucht, welche durch das Riff gegen den Wellenschlag bei starken S. O. und S. W. Winden gesichert wird. Doch schlenkern die Schiffe noch beträchtlich darin. Gegen N. und N. O. ist diese Rhede völlig offen, und daher würde man in der schlechten Jahreszeit schon bei einem mittelmäßigen Winde vieler Gefahr ausgesetzt sein.

Zwischen der Spitze und der Stelle, wo das Riff anfängt, findet man die Einfahrt in einen

Kanal, der in seiner größten Breite nicht über achtzig Klafter hat, und nach Foulpointe zu geschlossen ist. Kleine Fahrzeuge können bis an das äußerste Ende desselben hinaufgehn, und große Schiffe fast überall darin liegen, da er durchgehends sechs bis sieben Klafter Tiefe hat. Es könnten neun große Schiffe und zwei bis drei Freygatten darin liegen, so daß noch Raum genug für sie bleibe, bei einander vorbeizukommen. Der Ankergrund in diesem Kanale ist sehr gut, und die Schiffe liegen darin so ruhig, als in einem Teiche; doch muß man einen Theil der Anker auf den Riffen befestigen, und daher müßten hier gute Boien und starke Ketten zur Sicherheit der Anfertau angebracht werden, wenn man zu Foulpointe eine Pflanzstadt anlegen wollte.

Das ganze Riff von Foulpointe besteht aus einer Art Sand, der sich verglasen läßt, und worauf polipenartige Thiere ein Gebäude aufgeführt haben, das nach der Meerseite zu eine beträchtliche Bank von Korallen und Madreporen darstellt, die voller Klüfte ist, und gegen das Meer zum Bollwerk dienet. Zur Ebbzeit ist dieser Theil des Riffs trocken, und das Meer schlägt alsdann mit der größten Gewalt gegen den Wall, dem die Schiffe ihre ruhige Lage im Kanal zu danken haben.

Über dieser Kanal ist zur schlimmen Jahreszeit auch nicht sicher, da das Meer bei den heftigen

Stürmen während derselben ganz bis an das Ende
 desselben mit vieler Hestigkeit hinaufschlägt.
 1759 ward das Schiff die Kolonie, das in die-
 sem Kanal kalfatert werden sollte, durch einen
 Sturm aus demselben herausgerissen und bis an
 den Fluß Tartasse, mehr als ein Drittel Meile
 weit von Foulpointe geworfen. Das ganze Land
 bis dahin war also überschwemmt. Wegen des
 engen Eingangs darf man in diesen Kanal nicht
 hineinsiegeln, sondern sich hineinbugsiren lassen,
 und sich dabei starke Haltungen zu geben suchen,
 damit das Schiff nicht durch einen Stoßwind zu-
 rückgeworfen werden kann, ehe es im Kanal ange-
 langt ist. Große Gefahr beim Einsiegeln würde
 ein Schiff zwar nicht laufen, da das Wasser für
 den Kiel des größten Schiffes tief genug ist, und
 die Ufer eben und sandicht ohne alle Korallenfel-
 sen sind; doch kann man in solchen Fällen nicht
 zu viel Vorsicht gebrauchen. Man kann hier
 Wasser in der Bucht auf der Rhede aus einem
 kleinen Flusse Tartasse einnehmen, der vortref-
 liches Wasser hat, und in einem größern Fluß
 fällt, der Ong hebey (Großfuß) heißt. Dieser
 letztere Fluß ergießt sich ungefähr eine Meile nord-
 wärts vom Flusse Tartasse ins Meer. Da, wo
 er sich mit dem Tartasse vereinigt, bildet dieser
 Fluß einen großen und sehr fischreichen See. Un-
 dieser Stelle wird der Fluß Ong-hebey vom
 Meere nur durch einen ungefähr hundert Schritt
 breiten



breiten Damm von Sand getrennt, der längst dem Meere keine Meile nordwärts fortläuft, aber dabey an Breite beträchtlich zunimt.

Das Meer schlägt mit erstaunlicher Kraft gegen diesen Damm. Die Einwohner versicherten mich, daß ehemals der Fluß seine Mündung an der Stelle hatte, wo jetzt der See ist, und daß diese bloß durch den Sand wäre verstopft worden, den das Meer beim N. O. Winde angespült hätte. Noch jetzt steigt das Meer bei heftigen Stürmen oft über den Damm, und ergießt sich in den See.

Die Gewalt des Meers ist zu dieser Jahreszeit so groß, daß es das Ufer verändert und den Hafen für große Schiffe zuschlemmt, so daß der Kanal, der in der Einfahrt gewöhnlich fünf und zwanzig bis dreißig Fuß Tiefe hat, in der Zeit, daß die N. O. Winde wehn, kaum sechszehn Fuß behält. Doch ist dies ein sehr gleichgültiger Umstand, da kein Schif es bei dieser Jahreszeit wagen würde, sich hier aufzuhalten.

Wenn die Jahreszeit sich ändert, und die Südwinde zu wehn anfangen, so wird die Einfahrt durch die alsdann herrschenden Ströme wieder vom Sande gereinigt, und bekommt wieder ein und zwanzig Fuß Tiefe. So bald man sieht, daß sich die N. O. Winde zu zeigen anfangen, muß man täglich die Tiefe untersuchen, und so bald sie geringer wird, auf die Rhede auslegen.

Das Meer siebt durch den Damm, und daher ist das Flußwasser, da wo er am schmalsten ist, etwas gesalzen; das Salz setzt sich sogar oben auf dem Damm wie Reif an. Die Schiffe können daher nicht so nahe am Meere Wasser einnehmen, sondern müssen es hundert Schritt weiter hinauf aus dem Flusse Tartasse holen, ehe er sich mit dem andern Flusse vereinigt. Dieser Fluß ist eigentlich nur ein Bach, doch hat er zuweilen ziemlich viel Wasser. Auf dem Sanddamme liegt das Dorf Maruahombè, (viele Ochsen).

Die Stelle, welche man beim Handel hier einnimmt, liegt dem Kanal gegenüber, eine starke Viertelmeile südwärts vom Dorfe. Diese Stelle heißt Mahavelle, und ist wegen der Lage, der Güte des Bodens, des Reishandels u. s. w. anzüglich, daß noch vor einigen Jahren die Ebne mit Dörfern bedeckt war. Allein verheerende Kriege haben diese Gegend so wüste gemacht, daß nur eine kleine Anzahl Schwarze das Dorf Maruahombè auf der Stelle anlegten, wo es noch befindlich ist. 1762 bestand es aus etwas mehr als fünfhundert Wohnungen.

Südwärts von Mahavelle, grade am Ende des Kanals, liegt ein ziemlich unbeträchtliches Dorf Marivelle an einem kleinen Flusse Pasambole (Silberfand), der den Namen davon hat, daß der Sand auf seinem Grunde, der viel Talk enthält, wie Silber aussieht. Ueberhaupt schein



in dieser Gegend von Madagaskar viel Talk unter den Erdatarten befindlich zu sein.

Am Ufer des Flusses Tartasse giebt es eine beträchtliche Lage von einer Art Granit, der, wie es mir vorkam, aus Talk und verglasbaren Sand zu bestehn schien. In dieser Lage zeigen sich viele Adern von Krystal, der vermuthlich blos ein Sediment war, das die senkrechten Spalten ausgefüllt, sich verhärtet, und den ganzen Klumpen mit einander verbunden hatte.

Man findet zu Foulpointe alle nothwendigen Erfrischungen im größten Ueberflusse, und folglich auch sehr wohlfeil. Geflügel, Wildpret von allerlei Art, Fluß- und Seefische, Rindfleisch, Kalbfleisch und Ziegenfleisch. Das Rindfleisch ist hier sogar dem von Fort Dauphin noch vorzuziehn.

Foulpointe wird bei uns für einen sehr ungesunden Ort gehalten. Die gute Jahreszeit fängt hier mit dem Mai an, und dauret ungefähr bis zum 15 Oktober. Dies ist die Jahreszeit des Regens und der Südostwinde. Man lebt jedoch des häufigen Regens ungeachtet recht gut, und es herrschen nur wenig Fieber. Bei Tage weht der Wind fast durchgehends aus Süden und S. Osten, und des Nachts aus S. und Westen. Diese letztern sind die sogenannten Landwinde.

Die schlimme Jahreszeit fängt im Oktober an, und währt bis zum Ende des Aprils. Die ungesunde

sündeste

sündeste Zeit ist aber im Monat Dezember und den folgenden Monaten. Die Witterung ist alsdann ungemein schwühl und stürmisch, und giebt zu hartnäckigen Fiebern, Ruhren und Blutflüssen Anlaß, die oft traurige Folgen hinterlassen, da die meisten Kranken, die sie überstehn, am ganzen Körper und vorzüglich an den Beinen aufschwellen und wassersüchtig sterben.

Die Europäer sind diesen Krankheiten nicht allein ausgesetzt, sondern die Schwarzen und die Bergbewohner aus den einländischen westlichen Gegenden laufen die nämliche Gefahr, wenn sie nach Foulpointe kommen. Die Ursache dieser ungesunden Luft ist folgende.

Von den Gebirgen an, die über funfzehn Meilen nach Westen zu liegen, ist die ganze Gegend bis an die Küste flach; so daß das Wasser nur langsam oder gar nicht abfließen kann. Wenn nun die große Hitze dazu kömmt, so verrauchet das Wasser und läßt einen Schlamm zurück, dessen Ausdünstungen die Luft nothwendig vergiften müssen.

Wie ich 1762 zu Foulpointe ankam, war die Trockenis ungemein groß, da es fast in zwei Monaten nicht geregnet hatte. Alle Bäche waren ausgetrocknet, und mit einem schwärzlichen Schlamm angefüllt, der einen häßlichen Gestank verbreitete.



Man könnte vielleicht die ungesunde Luft hier verbessern, wie es die Holländer zu Batavia gethan haben, wenn man Abtheilungsgraben und Furchen zöge, wodurch das Wasser Abfluß erhielte.

Sonst muß man zu Foulpointe zu jeder Jahreszeit die Hitze der Sonne vermeiden, die sehr groß, und eben so sehr zu fürchten ist, als die Fieber. Denn die Hitze ist hier weit stärker als zu Fort Dauphin, und ich habe in acht Tagen verschiedene Leute an Sonnenstichen sterben sehn. Ausschweifungen im Essen und Wollüsten sind nicht weniger gefährlich, und diese Ursache raft noch weit mehr Menschen hin, als Sonnenstiche und Fieber.

Wenn man nach einer langen Seereise zu Foulpointe ankömmt, und mit zu vieler Eßbegierde Rindfleisch ißt, so verursacht es in den ersten Tagen einen leichten Durchfall, der sich aber bei guter Diät bald giebt.

Schiffe, die nach Foulpointe kommen, um Handlung zu treiben oder Lebensmittel einzunehmen, müssen von ihrer Mannschaft nur so wenig als möglich ans Land gehn lassen, und wenigstens die ersten Tage über ihre Fleischportionen äußerst genau abtheilen.

Als ich mich zu Foulpointe aufhielt, pflegte ich des Morgens bei Sonnenaufgange auszugehn, und eine Stunde darauf nach Hause zu kommen,

wo ich mich den ganzen Tag aufhielt; eine halbe Stunde vor Sonnenuntergange ging ich wieder aus und kam mit einbrechender Nacht wieder zurück. Ich aß dabei mehr Fisch als Fleisch und trank viel Koffe. Durch diese Lebensart erhielt ich meine Gesundheit selbst beim Anfange der schlimmen Jahreszeit, da täglich fünf, sechs bis sieben von unsrer Mannschaft krank wurden.

In der schlimmen Jahreszeit giebt es nur wenig und sehr gelinden Wind. Dagegen sind die Gewitter fürchterlich, und der Regen sehr heftig. 1762 war ich nur acht Tage zu Foulpointe, nämlich vom 21 bis zum 29sten October. In dieser Zeit stand der Thermometer des Morgens bei Sonnenaufgange auf 16 bis 18 Grad und des Nachmittags von $25\frac{3}{4}$ bis $29\frac{1}{4}$ Gr. Die Winde drehten sich aus N. O. nach O. N. O. den Tag über und wehten angenehm kühl. Des Nachts bliesen die Landwinde eine kurze Zeit aus N. N. W.

Ich setzte zwei Tage lang einen Thermometer in Sand, so daß seine Kugel sechs Zoll hoch damit bedeckt war; der Thermometer stieg dabei auf $31\frac{3}{4}$ Grad, oder ungefähr fünf Grad höher als die Thermometer, welche in Schatten standen, und der Luft ausgesetzt waren.

1768 hielt ich mich fünf Monathe zu Foulpointe auf und beobachtete den Thermometer täglich zu verschiedenen Stunden. Ich hielt auch ein

genaues Tagebuch über die verschiedenen Winde, dem Regen und die Stärke der Winde in der Jahreszeit da der Südwind herrscht. Zuweilen waren diese Winde so heftig, daß man sie für Stürme hätte halten sollen. Allein die Schiffe waren dabei völlig sicher, da die Küste die Wellen bricht, und der Wind sie seewärts eintreibt. Der höchste Stand des Thermometers in dieser Zeit war 26 Grad.

Wenn man nach Foulpointe reisen will, muß man sehr auf diese Jahreszeiten Rücksicht nehmen. In der Jahreszeit der S. O. Winde muß man südwärts von Foulpointe bei der Pflaumeninsel (Isle aux Prunes) auf Madagaskar zusteuern, und in einer Entfernung von zwei starken Meilen längst der Küste fortsegeln. Diese ganze Küste ist sehr sicher, allein die benannte Entfernung ist nothwendig, weil es längst der Küste viele Sandbänke und Untiefen giebt. Am Riffe von Foulpointe kann man ganz nah wegsegeln, doch muß man sich vor der nordöstlichen Spitze in Acht nehmen. Das sicherste ist daher, weil man doch einmal um das Riff herum muß, bei Zeiten vier bis fünf Meilen davon entfernt zu bleiben.

Während der Jahreszeit der N. O. Winde steuret man gleich auf die Breite von Foulpointe zu, weil man sicher ist, den Ankerplatz nicht zu verfehlen. Will man hingegen nach der alten Art südwärts von Foulpointe auf die Küste zu segeln,

segeln, so läuft man Gefahr, unter den Wind zu fallen, wodurch man genöthigt wird, wenn der Wind N. O. bleibt, bis nach Bourbon und Isle de France zurück zu gehn, um den Wind wieder zu fassen.

Die N. O. Winde sind längst der Küste am stärksten, zwanzig bis dreißig Meilen auf der See werden sie schwächer und drehen sich auch weiter nach Norden.

Die Pflaumeninsel, davon ich eben erwähnt habe, liegt unter 18 Gr. der Breite, und nahe am Lande. Sie ist nur von mittlerer Höhe, so daß man sie nicht weiter als in einer Entfernung von sechs Meilen sehn kann.

Ein sicheres Zeichen vom Lande während der Jahreszeit der N. O. Winde und eines großen Theiles des übrigen Jahres ist ein dichtes schwarzes Gewölke, das bei Tage über Madagaskar schwebt. Es scheint ungefähr zehn Grad über dem Gesichtskreise erhaben zu sein, die Sonne verbirgt sich hinter demselben, und man kann es in einer Entfernung von funfzehn bis zwanzig Meilen auf der See erblicken.

Zu Foulpointe waren Ebbe und Fluth weit regelmäßiger. Ich machte meine Beobachtungen an einem Pfahle, den ich hundert Fuß vom Ufer des Meeres hatte einrammen lassen. Die Fluth stieg hier sechs und dreißig Stunden nach dem Neumonde, eine Stunde funfzehn Minuten nach



dem Eintritte desselben in den Mittagkreis am höchsten. Dies ist fast durchgehends der Fall zwischen den Wendekreisen. Wenn ich aber meine Beobachtungen genau nachsehe, so finde ich, daß in den beiden Neumonden die der Nachtgleiche am nächsten waren (den 9ten September und 7ten October) die Fluth sieben und dreißig Stunden nach der Konjunktion und eine Stunde zwanzig Minuten nach dem Eintritte des Mondes in den Mittagkreis, am höchsten war. Bei den Neumonden hingegen, die näher an der Sonnenwende sind (den 11ten August und 7ten November) stellt sie sich funfzig Stunden nach der Konjunktion und eine Stunde zwanzig Minuten nach dem Eintritte des Mondes in den Mittagkreis ein.

Uebrigens können verschiedene Umstände diese Stunde verändern, wie dies sich auch oft in Europa zuträgt.

Die Fluth steigt nach meinen Beobachtungen zu Foulpointe von zwei Fuß eilf Zoll bis drei Fuß zwei Zoll beim Neumonde. Beim Vollmonde schien die Fluth immer niedriger zu stehn, als beim Neumonde. Ich fand, daß sie von zwei Fuß bis zu zwei Fuß sechs Zoll stieg. Doch kam dies im ersten Falle vermuthlich daher, daß der Mond seinem nächsten Stande bei der Erde sehr nahe war.

Sechster Abschnitt.

Von der Spitze von Larée und der Insel St. Marie.

Die Spitze von Larée liegt am Kanal der Insel von St. Marie, fast der Mitte dieser Insel gegen über. Dieser Kanal ist hier am schmalsten, da seine ganze Breite kaum zwei Meilen beträgt. Man findet diese Spitze leicht, da es die einzige hier in der Gegend ist. Sie läuft Ostnordostwärts eine drittel Meile unter dem Wasser fort, und die Sandbank, die sie auf diese Art bildet, ist zwölf bis funfzehn Fuß hoch mit Wasser bedeckt. Man geht nordwärts von dieser Bank vor Anker, wo man zur Noth gegen einen Windstoß, aber nicht gegen einen Orkan sicher liegt.

Zwei Meilen nordwärts von dieser Spitze entdeckte man zu meiner Zeit einen kleinen Hafen, der für kleine Handlungsfahrzeuge zum Zufluchtsort dienen kann. Dieser Hafen liegt unter 16 Grad 35 Minuten der Breite.

Die Eingebornen nennen die Insel St. Marie Nossi Hibram (Insel des Abraham) die Einwohner nennen sich Jasse-Hibram (Geschlecht des Abrahams), und scheinen dadurch Abkömmlinge dieses Patriarchen sein zu wollen. Die Insel St. Marie ist eine schöne Insel, und macht mit Madagaskar einen großen Kanal. Sie hat zehn Meilen von N. nach S. in der Länge und



zwei bis drei Meilen in der größten Breite. Südwärts wird sie vom Meere durchschnitten, das hier eine abgesonderte kleine Insel macht. Der Seearm zwischen beiden ist nicht über eine Viertelmeile breit, und nicht über fünf bis sechs Fuß tief. Südostwärts von diesem fast dreieckigten Inselchen erstreckt sich nach S. O. ein ziemlich langes Riff, auf welchem sich die Wellen sehr brechen. Man spürte den Wellenschlag über eine halbe Meile von dieser Insel. Zwei Meilen nordwärts von diesem Inselchen findet man einen grossen Meerbusen, der ungefähr eine Meile weit ins Land geht, und eine Meile breit ist. Beim Eingange und etwas weiter hinein liegt eine kleine Insel, die nicht über sechshundert Fuß lang und dreihundert Fuß breit ist. Man nennt sie die Felseninsel, (Isle aux cayes) weil sie überall mit Riffen umgeben ist.

Am Rande dieses Inselchens ist nach der Landseite der Hafen befindlich, allein dieser Hafen ist so klein, daß drei Schiffe von sieben bis achthundert Tonnen sehr dicht an einander liegen würden. Man geht hier auf funfzehn bis zwanzig Klafter vor Anker. Im ganzen übrigen Meerbusen giebt es fast gar kein Wasser, ausgenommen nach der Seeräuberinsel (Isle aux forbans) zu, wo es auf einem Raume von einer halben Viertelmeile etwa zehn Fuß hoch Wasser giebt.

Diese Insel liegt eine halbe Meile tiefer in den Meerbusen hinein, als die Felseninsel. Die Seeräuber, die ehemals in diesen Gegenden herumschwärmten, sollen ihre Schiffe an derselben festgemacht haben, allein dies kommt mir ganz unglaublich vor, wenn nicht das Meer hier seit sechszig bis achtzig Jahren erstaunlich abgenommen hat. Denn ich habe den ganzen Meerbusen untersucht, und den Grund an der Räuberinsel höchstens 26 bis 32 Zoll tief gefunden. Sonst ist die Rhede sehr geräumig, und der Ankergrund sehr gut, und die Schiffe können sehr ruhig darin liegen.

Man trifft in dem Meerbusen Mündungen von von verschiednen Flüssen an, in die man aber wegen der Wange und Lontarbäume nicht kommen kann. Man könnte sich Gelegenheiten zu angenehmen Spazierfahrten verschaffen, wenn man die Bäume auf beiden Seiten aushauen ließe. Die Neger vernicherten mir, daß diese Flüsse ziemlich weit ins Land hinaufgehen, und daß die Fluth eine gute Strecke in sie hineindringe.

Es war grade im November, als ich in diesem Meerbusen herumfuhr, und ich glaubte mich in Frankreich zur Frühlingszeit zu befinden, so herrlich war das Grün, das sich überall auf die Wange und Lontarbäumen verbreitete. Die Schiffe nehmen ihr Wasser in einer kleinen Vertiefung ein, die etwa sechshundert Fuß lang, und auf jeder



Seite mit einer Hecke eingefast ist. Zwei Pirogen würden kaum bei einander hinaufkommen können, weil dieser Kanal sehr durch alte Stämme verengert wird. Wenn man an das Ende desselben gekommen ist, trifft man eine kleine Anhöhe etwa sechs Fuß hoch an, von der ein kleiner Wasserstrahl herabfällt, der von einem benachbarten Hügel herkömmt. Dieser Wasserstrahl ist gemeiniglich reichhaltig genug, da es zu St. Marie viel regnet. Als ich ihn sah, war er kaum einen Zoll dick, allein durch den Regen in der Nacht nahm er merklich zu. Man kann aber mit Boten und selbst mit Kanoen nicht ganz bis an diesen Wasserplatz hinaufkommen, sondern man füllt die Fässer damit an, und rollt sie bis an die Fahrzeuge.

Die Insel St. Marie ist gegen Madagaskar gerechnet niedrig, vorzüglich auf der nördlichen Seite. Auf der südlichen, die etwa die Hälfte der Insel ausmacht, giebt es zwischen stark beholzten Hügeln eine Menge tiefer und enger Thäler. Wenn man den nördlichen Theil hinauffährt, so trifft man eine Art von großem offenen Meerbusen und die Spitzen in gleicher Entfernung von einander an. Die nördlichste Spitze liegt zwölf Seemeilen von der südlichsten Spitze von Antongil entfernt.

Die westliche Küste von St. Marie ist sehr sicher. Man kann in einer Entfernung von we-

niger als einer Viertelmeile längst derselben hinsegeln; die Riffe, die sie auf dieser Seite einfassen, erstrecken sich nordwärts auf etwa sechshundert Fuß von der Küste, aber auf der Ostseite laufen sie über eine Meile seewärts ein; die Wellen brechen mit vieler Hefigkeit daran, da diese Küste unter dem Winde ist.

Es giebt hier wegen der Riffe weit mehr Fische, als auf Madagaskar. Auf der Ostküste würde die Fischerei ganz unerschöpflich sein. Auf eben diesen Riffen trift man eine große Menge großer Austern, (*huitres faitieres*) die man vermuthlich würde essen können, da sie nichts giftiges enthalten, wenn man nur sie zuzubereiten verstünde. Die Schwarzen dörren sie an der Sonne, und rösten sie darnach auf Kohlen. Wie dies Gericht schmeckt, kann ich nicht bestimmen, allein der Geruch davon ist so fürchterlich, daß man es kaum wagt, einer Hütte nahe zu kommen, in welcher es aufgetischt wird.

Auf der Felseninsel giebt es vortrefliche kleine Austern, die sich aber sehr schwer öffnen lassen.

Es soll zu St. Marie noch ungesunder sein, als zu Foulpointe, weil es hier fast beständig regnet. Wir verlohren hier auch viele Leute während der kurzen Zeit, daß wir hier eine Niederlassung hatten.

Diese Insel war bey meinem Hiersein nicht bewohnt, sondern die Einwohner hatten sich alle



nach Madagaskar während des ungerechten Krieges, den die Kompanie mit ihnen führte, gezogen. Einige Familien gab es jedoch im Innern des Landes, und man versicherte mich, daß die Eingebornen wieder dahin ziehn würden, da sie sahen, daß wir unsere Niederlassung aufgegeben hätten.

Wir trafen Schwarze von Madagaskar an, die sich hier der Fischerei wegen zwei bis drei Monate hindurch aufhalten, Fische dörren, und sie nachher auf Madagaskar gegen andre Lebensmittel vertauschen.

Die Faktorei der D. J. Gesellschaft ward 1761 aufgehoben, die steinernen Gebäude davon waren schon ganz zerfallen. Wir hatten selbst den Anfang gemacht, sie zu zerstören, und die Schwarzen hatten die Einfassungen der Fenster völlig niedergerissen, um das Eisen davon zu bekommen.

Der Boden auf dieser Insel besteht aus Sand und Korallen, und die Oberfläche desselben scheint ziemlich fruchtbar zu sein.

Auf eine nahe bei der Insel gelegenen Anhöhe hatte man ein sogenanntes Fort gebaut, von welchem man die Felseninsel und Rhede bestreichen konnte. Es war ein Viereck, dessen Seiten höchstens zwölf bis funfzehn Fuß lang waren, und das oben wie eine Pyramide zulief. Auf jeder Seite waren zwei Schießlöcher angebracht; auf

auf welchen man ein Stockwerk hatte aufführen wollen, das zum Pulvermagazin dienen sollte. Ich erwähne dies blos, um das lächerliche eines solchen Werkes zu zeigen. Die Aussicht unten am Fuße des Berges ist vortreflich, da man hier den Hafen, die Rhede und den ganzen übrigen Kanal bis an die Küste von Madagaskar übersehn kann, welches die Aussicht begränzt.

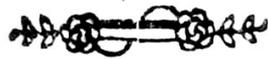
Siebenter Abschnitt.

Beschreibung des Meerbusens von Antongil.

Dieser Meerbusen hat seinen Nahmen einem Portugiesen, Anton Gillo, der ihn zuerst entdeckte, zu danken. Die Eingebornen nennen ihn Manghabei, (bei oder be heißt groß). Er erstreckt sich fast ganz von Süden nach Norden, und ist vielleicht der schönste und angenehmste Meerbusen auf der ganzen Erdkugel. Sein Hauptvorzug besteht aber darin, daß sich etwa eine Meile vom Ende desselben eine kleine sehr erhabene Insel befindet, die zwei bis drei Meilen im Umfange hat, und die Schiffe sehr vor Stürmen sichert, da sie hinter derselben sehr nahe am Lande auf gutem Grunde vor Anker gehn können.

Der Meerbusen von Antongil ist zwölf bis vierzehn Meilen tief und etwa acht Meilen breit.

Das Vorgebürge Belone macht den westlichen und die Spitze Baldrische nebst der Insel Betrife



den ostlichen Eingang. Das Land ist auf dieser Seite niedrig, allein es erhebt sich immer mehr, je tiefer man hineinkommt, und bildet einige große Ketten von Bergen, wovon die höchsten am Ende des Meerbusens und ostwärts von der Insel Marotte befindlich sind.

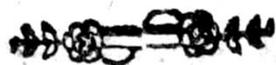
Am westlichen Eingange ist das Land höher und hebt sich ebenfalls je weiter man hineinkommt, bis sich endlich die Berge auf dieser Seite am Ende des Meerbusens mit den Gebirgen auf der Westseite verbinden. Zwischen diesen Bergen und dem Meere giebt es eine Ebne, die vortrefliches Erdreich hat, worauf man keinen Stein antrifft, und welches von einem schönen Flusse gewässert wird. Dieser Fluß ergießt sich am Ende des Meersbusens in denselben, und ist bei seiner Mündung etwa hundert und funfzig Ruthen breit, welches auch ungefähr die Breite der Seine bei der neuen Brücke ist. Ich bin ihn zwei Meilen weit hinaufgefahren, auf welcher Strecke er die nämliche oder eine noch große Breite behält. Es giebt viele kleine Inseln darin, die durch das Grün, womit sie bedeckt sind, sehr angenehm werden. Allein die vielen Sandbänke in demselben sind bei der trocknen Jahreszeit sehr beschwerlich, da die meisten davon bey der Ebbe ganz blos oder doch mit dem Wasser gleich sind. Die Pirogen aus einem Stücke, welche nicht so tief gehn, als die übrigen, haben Mühe, darüber wegzukommen,

und die Schwarzen müssen oft ins Wasser steigen, um sie fortzuziehn. Um dieser Unbequemlichkeit auszuweichen, fuhren sie fast immer längst den Ufern hin, wo es sehr tief ist.

Zur Regenzeit ist der Fluß sehr hoch, und man kann mit ordentlichen Fahrzeugen auf demselben fahren.

Herr de la Bourdonnaie gieng diesen Fluß 1746 hinauf, um sich mit Masten und Segelstangen zu versehen, deren ihn am 6 April der Orkan beraubt hatte; und war auch so glücklich, hier das Holz zu bekommen, welches ihn in den Stand setzte, seine Reise nach Ostindien fortzusetzen, und den Engländern Madras wegzunehmen.

Die Fluth steigt eine beträchtliche Strecke in den Fluß hinauf, allein ich habe nicht bestimmen können, wie weit. Auch dieser Umstand würde sehr zum Vortheile gereichen, wenn eine Kolonie in diesem schönen Lande angelegt würde. Auf beiden Seiten der Mündung des Flusses laufen die Erdzungen etwa dreihundert Schritt weit ins Meer vor. Diese Spitzen sind im Neumond mit Wasser bedeckt, und liegen im Vollmonde blos. Sie laufen nah unter dem Wasser in Gestalt eines Zirkelbogens fort, und machen eine Sandbank vor dem Flusse, über die man aber zu allen Zeiten wegkommen kann. Nur beladene Fahrzeuge müssen sie zur Ebbzeit vermeiden.



Bei Tage, da der Wind stark ist, schlagen die Wellen stark auf diese Bank, über die man aber dem ungeachtet auf Rähnen wegfährt. Die Schwarzen geben sich nicht einmal die Mühe, durch den Seitenkanal zu gehen, wo es tiefer ist, sondern wenn ihre Piroge festsetzt, springen sie ins Wasser, und ziehen sie mit Hülfe des Wellenschlags weiter.

Dieser schöne Fluß ist mit Fischen angefüllt, und mit wilden Enten, Winterhalbenten, (cercelles) und Kropfgänsen (aigrettes) bedeckt. Ich habe viele davon, wie auch viele Fasanen und Faysche Tauben (spintades) gegessen, da überhaupt fast keine Mahlzeit hingieng, ohne daß wir ein Stück von diesem herrlichen Wildpret gehabt hätten. Man bekommt leicht eine hinreichende Menge davon, da es hier nur selten geschossen wird.

Wenn man diesen Fluß hinauffährt, so findet man einen zweiten Fluß auf der linken Seite, eine Meile vom Ausflusse des ersten, der nach einem beträchtlichen Dorfe führt, welches nur eine Meile vom Ufer des Meeres entfernt ist. Dieser zweite Fluß, den die Eingebornen Manusutschí (weißes Wasser) nennen, ist ungemein reizend, und giebt eine angenehme Spazierfahrt auf Pirogen ab. Er ist tief und nicht so mit Sandbänken angefüllt, wie der erste. Seine Breite ist sehr ungleich, doch beträgt sie an wenig Stellen unter hundert Schritt. Man kann sehr bequem wilde Enten

Ein Vogel, den ich für eine Sperlingsart halte, besucht häufig die Ufer dieser beiden Flüsse, und baut hier sein Nest, wovon ich hier eine Zeichnung beifüge. Die Nester selbst, die ich mit nach Isle de France nahm, haben ein ähnliches Schicksal mit meinen übrigen Naturalien gehabt.

Diese Nester haben ungefähr die Gestalt einer Pistole, d. h. sie machen gegen den Grund eine beträchtliche Krümmung, deren Winkel nur zwischen 60 bis 70 Grad zu sein schien. Am Ende haben sie zwei bis drei Zoll im Durchmesser, und von dort bis an die Krümmung etwa einen Fuß in der Länge. Sie bestehn aus sehr langen und künstlich durch einander geflochtenen Kräutern. Der Vogel selbst hält sich im Grunde auf. Diese Nester sitzen nicht zwischen den Zweigen der Bäume, sondern sie hängen am Ende eines dünnen Zweiges an einer Liane oder Stücke Schilf, und zwar so, daß das Ende, an welchem der Vogel hineinkriecht, nach der Erde oder dem Wasser zu herabhängt. Zur Befestigung des Nestes dienen die längsten Kräuter, die mit einem Ende nahe an der Krümmung um das Nest und mit dem andern Ende um einen Zweig geflochten sind.

Dieser ganze Bau ist sehr fest, der Wind bricht sich nicht so daran, als wenn das Nest zwischen zwei Zweigen säße, und der Vogel hat den Vortheil, daß er auf eine angenehme Art gewiegt

wird, und gegen den häufigen Regen gesichert ist, der lange in diesem Himmelsstriche anhält.

In einem dieser Nester fand ich drei Junge, die bald im Stande zu sein schienen, ihre väterliche Wohnung zu verlassen. An Geschwizger, Schnabel, Klauen und Größe waren sie unsern Sperlingen ähnlich, nur war ihre Farbe etwas verschieden, da sie ins grünliche fiel.

In einem andern Neste fand ich drei Eier, die eben ausgekommen wollten. Die Mutter saß im Neste, allein sie flog fort, als ich eben im Begriffe war, dasselbe abzuschneiden. Sollte dieser Vogel, nie mehr als drei Eier auf einmal legen?

Ich habe beim Seba das Nest dieses Vogels völlig mit meiner Zeichnung übereinstimmend gefunden. Allein er irrt sich im Vogel, den er für eine Art bunten merikanischen Papagai hält.

Herr Brisson beschreibt den Vogel genau so, wie ich ihn auf Madagaskar gefunden habe, und nennt ihn den philipinischen Dickschnabel. *) In der Abbildung des Nestes finde ich nur den Unterschied, daß ihm die Krümmung fehlt.

Ich habe diesen Vogel nie auf den philipinischen Inseln gesehn, und wenigstens muß er in
der

*) T. III. genre 34. esp. 6. p. 232. das Männchen ist auf der 12. K. T. K. 1. und das Nest auf der 18.

der Gegend um Manila sehr selten sein, da der Kanonikus Melo seiner nie erwähnte.

Herr Laval hatte seine Palisadenwerke grade am Ausflusse des großen Flußes auf dem linken Ufer am Ende eines beträchtlichen Dorfes aufgeschlagen. Dies Dorferstreckt sich längst dem Ufer des Flußes auf einem Sanddamme, welcher den Fluß in ziemlich gleichlaufender Linie meist eine Viertelmeile lang vom Meere trennt. Dieser Damm ist meist neunhundert Fuß breit, und das Dorf auf demselben heißt Ansirak (Spitze). Der Fluß nimmt hier seinen Lauf nordwärts, und die Küste läuft nach Osten fort.

Der Meerbusen Antongil liegt unter dem Striche des östlichen Monsons, den man aber am Ende desselben nicht spürt, da er sich an den Bergen auf der Ostseite bricht, die mir fünf bis sechshundert Klafter über der Meeresfläche erhaben zu sein schienen.

Am Ende des Meerbusens und auf der Insel Marotte und auf dem festen Lande spürt man zwei Arten von Winden. Des Tages über wehen Südwinde, und des Nachts Nord- oder Landwinde. Der Südwind fängt gemeiniglich des Morgens zwischen neun und zehn Uhr an, nimmt allmählich zu, und wird zuweilen so stark, daß das Meer sich oft mit vieler Gewalt auf der Sandbank bricht. Dieser Wind dreht sich nur wenig, und höchstens aus S. S. O. nach S. S. W. Bei Sonnenuntergange fängt er an schwächer zu



werden, und wenn er ganz aufhört, so tritt der Landwind ein, welches gemeiniglich um neun, zehn oder zwölf Uhr Abends geschieht, die Stunde schien mir von der Stärke, die der Südwind bei Tage hatte, abzuhängen. Der Nordwind ist nur sehr schwach, da der Wellenschlag mit dem Südwind aufhört.

Der Landwind kommt, wenigstens in der Jahreszeit, da ich hier war, gemeiniglich aus Norden, und macht die Nächte sehr kühl. So stark der Südwind auch ist, so ziehn die Wolken doch fast immer aus Osten, ein Umstand, der beweist, daß dies nur der Prellwind ist, der durch die hohen Berge verursacht wird.

Während dieses heftigen Windes merkt man unter der Insel Marotte nicht die geringste Bewegung der Luft. Die Schiffe liegen dort völlig ruhig, und das Meer hat nur einen sehr geringen Wellenschlag. Man kann vom Lande den Strich deutlich sehn, der die Grenzen des Südwindes ausmacht. Dies ist ein Mittagskreis, der durch die Spitze des südlichen Ufers vom Flusse und durch das westliche Vorgebirge der großen Rhede auf der Insel Marotte geht. Westwärts von diesem Mittagskreise tobt das Meer heftig, und ostwärts davon ist es ganz ruhig.

Man sieht hieraus, daß wenn die Schiffe unter der Insel Marotte vor Anker liegen, die Boote nicht zu allen Stunden des Tages ans Land gehn

und wieder zurückkommen können. Gewöhnlich gehn sie des Abends ans Land, und kommen durch Hülfe des Landwindes den nächsten Morgen über die Sandbank, ehe der Südwind anhebt. Denn wenn sie so lange warteten, würden sie weder über die Sandbank kommen, noch die Insel Marotte erreichen können. Der Landwind ist zwar nur sehr schwach, aber doch stark genug, um sich der Segel statt der Ruder bedienen zu können.

Wenn man den Meerbusen von Antongil verlassen will, geht man des Nachts mit dem Landwinde unter Segel. Man muß oft dabei laviren, welches man mit völliger Sicherheit thun kann, da es keine Klippen und Sandbänke im Meerbusen giebt, und man hat auch überall zwei und zwanzig Klafter tief guten Grund, und daher kann man durchgehends vor Anker gehn, um den günstigen Wind zu erwarten. Zuweilen muß man jedoch, nachdem man einige Tage mit den Winden gekämpft hat, nach der Insel Marotte zurückkehren. Dies ist die einzige Unbequemlichkeit in diesem Meerbusen, die aber für eine Flotte sehr groß ist, da diese sehr lange dadurch aufgehalten werden könnte. Herr de la Bourdonnaie kam jedoch in fünf Tagen heraus, ungeachtet die meisten seiner Schiffe sehr schwer segelten.

Dies schöne Land ist unangebaut, man findet nur hin und wieder einige Familien von Schwarzen, die an den Ufern dieses schönen Flusses wohnen.



und kaum so viel Reis bauen, als sie nothdürftig brauchen. Das Erdreich ist theils mit Bäumen, theils mit einem Art Grase bedeckt, das sie Fatake nennen. Dies Gras, das man nach Isle de France verpflanzt hat, wo es kaum mit Mühe fortkömmt, hat bei dem Meerbusen von Antongil überall acht Fuß Höhe und darüber, und giebt ein vortrefliches Futter für das Rindvieh ab.

Das Rindfleisch ist hier vortreflich, das Geflügel zart und fett, und Wildpret und Fische giebt es im Ueberflusse. Es speisten unser sieben bis acht zusammen, und wir berechneten oft, daß unsre Mahlzeit, davon die schlechteste nach dem damaligen Preise auf Isle de France ohne Brodt und Wein siebenzig bis achtzig liver gekostet haben würde, zu Antongil nur fünfstehalb liver zu stehn kam. Eine oder ein Paar Ellen von schlechter indischer Leinwand machten gewöhnlich den Werth davon aus.

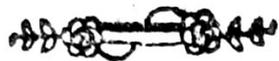
Es giebt hier eine Art Wildpret, die man die Waldhenne (*poule de bois*) nennt, und die nach meinem Geschmacke dem Fasan noch vorzuziehn ist. Sie ist dem äußeren Ansehn nach unsrer Haushenne völlig ähnlich.

Unsre Gemüsearten kommen am Meerbusen von Antongil sehr gut fort, und zwar selbst auf dem Sanddamme, wo wir unsre Niederlage hatten. Ich habe hier vortreflichen Kohl gegessen, der hier drei Monate vor meiner Ankunft vor

einem Offizier war gesäet worden, den Herr de Laval des Reishandels wegen hieher geschickt hatte. Denn um Gemüse hier zu haben, muß man es jährlich selbst hier aussäen, da die Schwarzen sich nicht darum bekümmern, wenn es ihnen Mühe macht. Alles ihr Gemüse besteht in Brettes, (einer Art von wildem sehr bitterm Spinat) den man in den Wäldern findet, und im bloßen Wasser kocht.

Ueberhaupt fehlt dieser reizenden Gegend nichts, als süßes Wasser, denn da die See sich mit dem Flusse vermischt, so wird das Wasser desselben dadurch untauglich zum Trinken. Wir waren genöthigt, es von der Insel Marotte holen zu lassen. Die Eingebornen nehmen es aber nicht so genau, sondern graben sich acht bis zehn Fuß tiefe Brunnen in den Sand, und verhindern das Einstürzen derselben durch Stämme von alten Bäumen, oder Bretter. Diese Brunnen versiegen nie, allein das Wasser darin ist salzig. Jedoch kann man sich desselben im Nothfall bedienen. Es giebt hier weder Krüge noch Töpfe, das Wasser darinn aufzubewahren. Zu Fort Dauphin bedient man sich zu diesem Ende der Kalabassen, und zu Foulpointe und Antongil der Bambusrohre.

Das Bambusrohr besteht aus ungleichen Gelenken, wovon aber keines über achtzehn Zoll lang ist. Zu Madagaskar hat es einen sehr ungewö-



Schuß. Es kömmt, wie unser Spargel, gleich so dick, als es werden kann, aus der Erde hervor, so daß, wenn ein solches Bambusrohr, indem es zum Vorschein kömmt, drei Zoll unten dick ist, nicht an Dicke zunimmt, wenn es auch dreißig bis vierzig Fuß hoch wird; eine Höhe, die es in weniger als sechs Wochen erlangt. Man sieht es merklich von einem Tage zum andern wachsen. Die Bambusröhre, worin man das Wasser aufbewahrt, werden alle zehn bis funfzehn Fuß lang abgehauen, und man stößt ihre Knoten bis auf den Endknoten durch, der zum Boden dient.

Die Eingehohrnen nehmen zum Wasser schöpfen aus ihren Brunnen das Ende von einem Bambusrohr, ungefähr einen Fuß lang, wodurch in der Mitte eine hölzerne Stange gesteckt wird, deren Länge der Tiefe des Brunnens angemessen ist. Das Bambusrohr, das zum Wasserbehälter dienen soll, wird auf eine hölzerne Gabel in einer bequemen Höhe gelegt, und das Wasser, so wie man es schöpft, hineingegossen.

Ein zwölf Fuß langes Bambusrohr, das drei Zoll im Durchmesser hat, kann funfzehn bis zwanzig Französische Pinten Wasser halten. Das Wasser bleibt sehr gut darin, vorzüglich wenn sie gut getrocknet sind. Doch weiß ich nicht, ob das auch auf etliche Monate gilt. Auf jeden Fall könnte man dies Wasser zuerst verbrauchen,

Könnte es doch für ein Schiff sehr vortheilhaft sein. Außerdem hat es die Bequemlichkeit, daß sich diese Fässer von Bambusrohr vortreflich stauen lassen.

Das Schiff, der Batave, ging vor mir aus dem Meerbusen von Antongil nach Isle de France unter Segel. Da ihm Fässer fehlten, so nahm es in hundert und fünfzig Bambusröhre mehr als fünf und zwanzig Fässer Wasser mit, womit es Isle de France bequem erreichen konnte.

Ich habe bei meinem Aufenthalte zu Antongil nicht bemerkt, daß die südliche Halbkugel kälter wäre, als die nördliche, wie einige Naturkundige behaupten wollen. Ich fand hier die nämlichen Grade der Hitze am Thermometer unter ähnlichen Umständen wie zu Pondichern, welches zwölf Grad nordwärts von der Linie liegt, so wie Antongil zwölf Grad südwärts davon entfernt ist. Ich hielt mich im November zu Antongil auf, in welchem Monate die Sonne beinahe durch den Scheitelpunkt ging, welches zu Pondichern während meines dortigen Aufenthalts im Mai ebenfalls geschah.

Die Hitze war zu Antongil während meines dortigen Aufenthalts außerordentlich, und die große Hitze nahm doch nur erst ihren Anfang.

Ich hatte drei Thermometer von Herrn Michely bei mir, die ich schon oft erprobt hatte, und die bei einander gestellt immer den nämlichen



Grad der Wärme anzeigten. Ich stellte hier einen gegen Norden, so daß ihn der Südwind nicht berühren konnte, den andern setzte ich dem Südwinde aus, und beide hingen wenigstens fünf Fuß unter dem Erdboden, der hier ganz sandigt ist. Den dritten Thermometer grub ich einige Tage hindurch vier Zoll tief in den Sand ein, und ließ nachher wieder einige Tage die Kugel auf dem Sande liegen, so daß sie der Sonne und dem Südwinde ausgesetzt war. Der Thermometer stieg, wenn er eingegraben war, nicht höher, als wie er auf dem Sande lag. Der Thermometer, der gegen Norden zu gestellt war, stieg zuweilen fünf bis neun Grad höher, als der, welcher dem Südwinde ausgesetzt war. Dieser Unterschied zeigte sich deutlich, wenn man von einer Stelle, die dem Südwinde ausgesetzt war, auf eine andre kam, die vor demselben Schutz hatte. Ich hatte eine Hütte, in welcher ich davor gesorgt hatte, dem Südwinde einen Durchzug zu verschaffen, in welchem ich auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Matte nur eine Hitze von fünf und zwanzig bis dreißig Grad ausgesetzt war, die sich noch ertragen ließ. Allein kam ich auf eine Stelle, welche der Südwind nicht erreichen konnte, so war die Hitze oft so unerträglich, daß ich meine Hütte wieder suchen mußte. Ohne die Südwinde würde die Hitze eben so stark sein, als sie zu Pondichery beim Landwinde ist. Bei Tage wagt man

es kaum, sich blicken zu lassen, und die Nächte sind dagegen ziemlich kühl; indem der Unterschied zwischen der Tageshize an zwanzig Grad beträgt.

Wir ließen in unserm Speisesaale sowohl den Fußboden als die Wände besprengen; allein ungeachtet dessen blieb ein Thermometer, den ich in demselben aufgestellt hatte, die ganze Mahlzeit über auf ein und dreißig Grad stehn.

Ich mußte, wenn ich die Sonnenhöhe nahm, äußerst gegen die Sonnenstiche auf meiner Hut sein, welche die Europäer unter diesem Himmelsstriche oft in weniger als zweimal vier und zwanzig Stunden hinraffen. Die Eingebornen sind an diese Hize völlig gewohnt, so daß sie im brennenden Sande mit bloßem Kopfe und bloßen Füßen gehn.

Man hält den Meerbusen von Antongil schon seit langer Zeit für sehr ungesund. Flacourt sagt: „daß die Holländer ihn besuchten, um Reis und
“ Sklaven einzukaufen; daß sie hier eine Woh-
“ nung für zwölf Mann gehabt hätten, wovon
“ acht wegen der ungesunden Lage des Ortes
“ gestorben, und die übrigen wegen ihres Ueber-
“ muthes von den Eingebornen wären getödtet
“ worden. „

Wir sind jetzt die einzigen, welche den Meerbusen von Antongil besuchen, und halten ihn auch für ungesund: Jedoch muß man hier zwei Jahreszeiten wie zu Foulpointe unterscheiden. Diese



waren an beiden Orten einander fast völlig gleich, aber dem ungeachtet wollten die meisten Sachkundigen lieber zu Antongil überwintern. Ich kann zwar aus eigener Erfahrung nicht hierüber entscheiden, allein Foulpointe scheint mir wegen der häufigen Moräste und stehenden Gewässer ungesunder zu sein. Die Landflüsse bei dem Meerbusen Antongil verursachen jedoch zu gewissen Zeiten auch dicke Nebel, vorzüglich wenn die schwachen Landwinde herrschen.

In den zwanzig Tagen, die ich mich hier aufhielt, bemerkte ich alle Morgen bis zu dem Augenblicke, da der Südwind anfang, vielen Nebel in den Oefnungen der Berge, und in den Thälern, durch welche die Flüsse und Bergwasser laufen. Um zehn Uhr waren diese Nebel völlig zerstreut, die sich ohnehin nie bis an die Spitze erstreckten, auf welcher wir unsre Niederlage hatten. Diese Nebel, die in den Flüssen und den Thälern aufsteigen, von welchen die Landwinde herwehen, sind vermuthlich auch an den kühlen Nächten Schuld.

Man kann hier seine Gesundheit durch die nämlichen Mittel erhalten, wie zu Foulpointe. Von hundert sechs zig Mann, die wir am Bord des Silhouette hatten, war bei unsrer Abreise kein einziger krank.

Die Insel Marotte oder Marosse, welche die Eingebornen Moron oder Mossi, manahaben

nennen, hat höchstens drittehalb Meilen im Umkreise. Ihre größte Länge erstreckt sich von N. nach S. und beträgt etwa achtzehnhundert und funfzehn Klafter. Vom nördlichen Vorgebirge der kleinen Bucht bis an das südliche Vorgebirge der großen Bucht macht die Entfernung sechszehnhundert und funfzig Klafter. Der gegenseitige Theil ist mir nicht bekannt.

Diese Insel besteht blos aus einem Berge, der von verschiednen kleinen Thälern und einigen reißenden Bergwassern durchschnitten ist. Sein Gipfel ist hundert und zwei und sechszig Fuß über der Meeresfläche erhaben. Er ist, so wie die ganze Insel, mit Bäumen, Gesträuchen, Lianen, u. s. w. bedeckt. Der südliche Theil ist ein Vorgebirge, aus welchem ein Berg wie ein Zuckerhut aufsteigt, und der hundert und eilf Klafter über dem Meere erhaben ist. Am Fuße desselben giebt es eine Bucht, in welcher jede Art von Schiffen sicher vor Anker liegen kann. Man empfindet weder Wind noch Wellenschlagen in derselben. Es giebt hier auch einen kleinen Bach. Hier hatte Herr de la Bourdonnaie sein Hospital und seine Seilerbahn.

Die südliche Spitze endigt sich mit einem großen Felsen, oder vielmehr einem Haufen von verschiednen Felsen, die hundert und funfzig Klafter weit ins Meer vorlaufen, und zwölf bis achtzehn Fuß über demselben erhaben sind. Man sieht ihn sehr

deutlich aus dem Dorfe Urtsirak, wo wir unsre Niederlage hatten, ungeachtet dies Dorf eine große Seemeile davon entfernt ist. Ich bediente mich desselben, meinen Quadranten zu berichtigen. Die andre Bucht liegt nordwärts davon; ich nenne sie die kleine Bucht. Wenn man aus der großen Bucht dahin fahren will, so muß man sich vor zwei bis drei Felsen in acht nehmen, die fast mit dem Wasser gleich liegen, und die man ungefähr eine Kabeltaulänge seewärts von dem Vorgebirge antrifft, welches die beiden Buchten trennt.

Das Ufer ist bei der kleinen Bucht fast ganz grade, und folglich macht diese Bucht fast gar keinen Bogen.

In der Mitte, oder vielmehr etwas auf der einen Seite in dieser Bucht, findet man zwei andre kleine Buchten im Sande bei einander. Man geht diesen Buchten gegen über in der halben Länge eines Ankertaues, oder noch näher an der Küste vor Anker.

Man kann hier mit vieler Bequemlichkeit Holz und Wasser einnehmen. In jeder Bucht giebt es einen Bach, allein man nimmt in der südlichen immer Wasser ein, welches hier vortreflich ist. Man kann sich keine angenehmere Lage für ein Schiff denken, als bei dieser Insel, hauptsächlich bei Sonnenaufgange, wo man durch den wilden aber dennoch angenehmen Gesang einer Menge verschiedner Arten von Vögeln geweckt wird.

Die

Die immer grüne Insel, das ruhige Meer und der heitre Himmel gewähren dabei dem Auge den reizendsten Anblick.

Das Anlanden ist in diesen beiden Buchten nicht so leicht, als in der großen. Das Meer hat nämlich hier eine Art von Bewegung, die verhindert, daß man nicht immer gradezu ans Land gehn kann, wie dies in der großen Bucht geschieht.

Gegen den beiden Buchten über geht man auf zwölf Klafter Tiefe im schlammigten Grunde vor Anker, und liegt hier selbst vor einem Orkane den Winter über sehr sicher.

Die Insel Marotte ist mit ungeheuren Felsen umgeben, die ganze Insel scheint nach den Klüften zu urtheilen nur ein mit einer dicken Lage von vorrefflicher Erde bedeckter Felsen zu sein. Das Holz wächst hier, wie man mir versichert hat, sehr schnell zu. In der südlichen Bucht giebt es einen Felsen mit einer Inschrift in lateinischen Buchstaben, wovon ich aber nicht mehr den Sinn herausbringen konnte. Jedoch konnte man die Jahrzahl 1621 daran erkennen. Dieser Fels wird allmählich durch den Regen abgespült, ungeachtet er sehr hart und von Quarz zu sein schien.

Die Matrosen, welche nach dem Meerbusen von Antongil fahren, glauben, daß unter diesen Felsen ein Schatz verborgen ist. In diesem Wahne höhlt die unsrigen am Fuße desselben ein großes Loch aus, ohne etwas zu finden. Der



Sand am Strande des Meeres ist wirklicher weisser und röthlicher Sand.

Südwärts von der Insel Marotte giebt es verschiedne Inseln, welche die Eingebornen Nossifani (Fledermausinseln) nennen, weil man wirklich eine Menge Fledermäuse von der Art hier findet, die man auch häufig auf Bourbon und Isle de France antrifft.

Diese Inseln sind auch mit vortreflichen Austern angefüllt, die wir häufig aßen. Die Eingebornen versamleten sich dabei um uns her, und schienen darüber voller Verwunderung zu sein. Ich öfnete eine, und bot sie einem von ihnen an, der mir aber ratschi (schlecht) darauf antwortete, und sie zu essen weigerte. Wie ich sie hierauf verschluckte, so gaben sie ihre Verwunderung durch ein allgemeines Gelächter zu erkennen.

Es regnet oft auf der Insel Marotte, ohne daß sich der Regen auf den Theil des festen Landes erstreckte, wo wir unsre Niederlage hatten. In den funfzehnt Tagen, die ich mich dort aufhielt, regnete es nur ein einzigesmal; und in vier ganzen Monaten war nicht so viel Regen gefallen, und dennoch hatten die Bäche auf der Insel Marotte Wasser in Ueberfluß.

Diese Bäche entspringen nicht auf dem höchsten Theile der Insel, sondern sie kommen etwa auf Zweidrittel der Höhe unter den Felsen hervor. Es würde daher sich nicht erklären lassen, wie

eine so kleine Insel so viel Wasser in der Zeit der größten Dürre liefern könnte, wenn es hier nicht häufiger regnete. Da diese Insel der höchste Theil in der ganzen Gegend ist, so zieht sie auch die Dünste am meisten an, und es ging kein Tag hin, ohne daß man den Gipfel und selbst die obere Hälfte der Insel mit dickem Nebel und Wolken bedeckt sah. Die Nebel zertheilen sich aber gegen sieben, acht oder höchstens neun Uhr, und verschaffen den Bächen ihr Wasser, wozu im Winter auch die Stürme viel beitragen.

Sonst liefen die Schiffe gewöhnlich ostwärts von der Insel Marotte ein; allein da die östliche Durchfahrt fast immer unter dem Winde ist, so hält es sehr schwer, ganz hinein zu kommen, ohne sich bugsiren zu lassen. Außerdem ergießen sich einige beträchtliche Flüsse in die östliche Durchfahrt, und verursachen Ströme in denselben. Beim Einlaufen in die westliche Durchfahrt hingegen hat man fast immer Wind genug, um bis auf den Ankerplatz zu gelangen, bei den Umsetzungen der Nord- und Nordostwinde ausgenommen. Das Auslaufen muß ebenfalls aus der westlichen Durchfahrt geschehn, weil man nur mit dem Landwinde unter Segel gehen kann, der aus N. W. nach N. O. wehet.

Man sieht aus meiner ganzen Beschreibung von Madagaskar, wie wichtig der Meerbusen von Antongil für eine Nation sein muß, die auf dieser



Insel eine dauerhafte Kolonie anlegen will. Dieser Meerbusen würde zum Hafen dienen. Man müßte nach Herrn Flacourts Rath die Insel besetzen, wo die Franzosen besser wohnen, und Zucker und Toback besser würden bauen können, als auf der Insel St. Marie.

Man würde an Lebensmitteln und Holz außerordentliche Hülfsmittel finden, wie Herr de la Bourdonnaie, durch den dieser Meerbusen erst nach seinem wahren Werthe bekannt wurde, 1746 mit seinem zerstreuten Geschwader erfuhr.

Die Nähe der Spitze von Iaree, von St. Marie und selbst von Foulpointe würden ein ganzes Geschwader in den Stand setzen, sich in weniger als vierzehn Tagen mit dem erforderlichen Rindfleisch zu versehen. Der Fischfang und die Jagd sind ebenfalls sehr ergiebig, und Geflügel giebt es hier so viel, daß Herr de Laval beim Auslaufen über zwei tausend Stück auf die Reise mitnahm. Dieser Ueberfluß an Geflügel würde zur Erhaltung der Mannschaft nicht wenig beitragen, für deren Erhaltung man nicht zu besorgt sein kann.

Nach den Pirogen zu urtheilen, die man zu Antongil antrifft, muß hier das Holz vortreflich und dem von Tamatave und Foulpoint weit vorzuziehen sein, wo es nur wenige und sehr kleine Pirogen giebt. Da das Holz zu Isle de France immer seltner wird, so könnte man es aus dem

Meerbusen von Antongil ziehen, vorzüglich Krummholz und Knieholz, welches schon fast ganz fehlt.

Die Insel Marotte ist außerordentlich fruchtbar, nach dem Holze zu urtheilen, womit sie bedeckt ist. Man hat mir versichert, daß man zu verschiedenen malen auf Stellen alles Holz weggeschlagen hatte, daß man aber drei oder vier Jahre nachher diese Stellen gar nicht habe wiederfinden können. Mir kam dies fast unglaublich vor, da ich sah, daß das Holz auf Isle de France gar nicht wieder wuchs; allein sehr glaubwürdige Leute, vorzüglich Herr de Laval, der diesen Meerbusen verschiednemale bereist hatte, haben mich davon überzeugt. So viel ist gewiß, daß Herr de la Bourdonnaie 1746 bei der großen Bucht ein Dorf von Schwarzen antraf, wovon 1762 nicht die geringste Spur zu finden war, so sehr war alles schon wieder mit Holz überwachsen.

Da man die Gegend für sehr ungesund hält, so müßte man die Insel ganz von Holz entblößen, wodurch die Luft unstreitig viel reiner werden würde, und in kurzem würde man sich an das Klima so gut gewöhnen, wie die Eingebornen.

Wenn man hinter der Insel Marotte liegt, so kann man vom Feinde überfallen werden, da man die Schiffe, welche in den Meerbusen einlaufen, erst in der Weite eines Kanonenschusses entdeckt. Man kann dieser kleinen Beschwerde dadurch abhelfen, daß man auf dem Gipfel der



Insel Schildwachen aussetzt, die alles was über dem Winde vorgeht, beobachten, und zeitig durch Signale Nachricht davon geben können. Herr de la Bourdonnaie beobachtete diese Vorsicht bei seinem Hiersein. Außerdem könnte man die Insel mit wenigen Kosten befestigen, und gute Freibatterien (à borbette) darauf anlegen, die alle feindlichen Schiffe hinlänglich abhalten würden.

Achter Abschnitt.

Von den verschiednen Arten Einwohnern auf Madagaskar, und von den vermeintlichen Zwergen daselbst.

Ich habe eigentlich nur zweierlei Arten von Menschen auf Madagaskar bemerkt, die beide schwarz, und blos darin von einander unterschieden sind, daß die eine, wie die Neger von der Küste von Guinea oder Mozambique, sehr schwarz sind, und krauses wollichtes Haar haben. Diese Art ist im ganzen genommen stark und lebhaft. Die Schwarzen auf der Madagaskar gegen über liegenden Küste von Afrika sind jedoch noch fetter und stärker. Es geht bei diesen beiden benachbarten Arten Menschen so, wie bei den Muscheln, und vielleicht auch andern Thierarten; denn die nämliche Muschel ist zu Mozambique und längst der ganzen Küste weit größer, und hat weit lebhaftere Farben, als auf der östlichen Küste von

Die zweite Art bewohnt die mittlern Gegenden der Insel, und hat mehr eine braungraue Farbe, und langes schlichtes Haar, welches geflochten wird, und weit unter den Schultern herabhängt. Diese Art hat auch keine platte Nase, sondern eine ziemlich europäische Gesichtsbildung. Ihre Frauen sind auch sehr schön. Doch hat diese Art einen schlanken Wuchs, und folglich nicht so viel Kräfte. Man schätzt sie zu Isle de France ihrer schwächlichen Gesundheit wegen auch nicht sehr, da sie ohnehin schon zu starken Arbeiten nicht so gut taugen, als die Kaffern, die sie aber an Wiz und Geschicklichkeit übertreffen. Diese Einwohner aus den mittlern Gegenden nennen sich Dwes, und haben in ihrem Wesen und Gesichtszügen viel ähnliches mit den Egyptiern und Sinesen.

Zur Zeit des Herrn Flacourt gab es auch schon diese beiden Arten Menschen auf Madagaskar. Die Weißen theilten sich in drei Stämme, in Rohandrier (Fürsten), welche das Land beherrschten; in Anakandrier (Bastarden von Fürsten), die den ersten unterthan waren, und in Dndzatsi, die eine weit geringere Klasse von Leuten ausmachten, und von Matrosen abstammen sollten, welche die Vorfahren der Rohandrier herüberführten.

Dieser letzte Stamm hatte ebenfalls eine röthliche Haut und lange Haare, wie die beiden übrigen Stämme.



Nach Hrn. Flacourt leiteten einige die Rohandrier von der Mutter des Muhammed, und andre hingegen von Kamini, einem Propheten, her, der zu Muhammeds Zeiten lebte. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren sie wenigstens Araber, denn die Amakandrier nannten sich auch Ontampassemafa (Leute aus dem Staube von Mekka), woher sie mit den Rohandrinen gekommen sein wollten. Diese letztern waren zu Fort Dauphin gewissermaßen unumschränkt, und herrschten über die Schwarzen, welche Herrn des Dorfes waren. Sie hatten ihre Herrschaft bis nach Matatanes ausgedehnt. Herr Flacourt erwähnt wieder anderer Weissen, die ebenfalls von Mekka kamen, unter diesen Rohandriern eine große Niederlage anrichteten, und blos ihre Frauen und Kinder leben ließen, denen sie Wiesen und Inseln anzubauen gaben.

Herr Flacourt spricht als Augenzeuge von diesem Stamme von Arabern, die sich damals vor ungefähr fünf und zwanzig bis dreißig Jahren der Rohandrier, deren Herrschaft ihnen zu schwer fiel, auf die erwähnte Art entledigten.

Diese Araber wurden, wie sie Herr Flacourt erzählten, in großen Kanoen auf Befehl des Kalifen von Mekka nach Madagaskar geschickt, um die dortigen Einwohner zu bekehren. Sie waren damals erst seit hundert und fünfzig Jahren hinüber gekommen. Das Oberhaupt dieser Karavane

verheirathete sich mit der Tochter eines Großen aus Matatanes, und seine Nachkommenschaft hatte sich zu Herrn Flacourts Zeiten sehr vermehrt. Sie lehrten arabisch lesen, und hielten Schulen in den Dörfern, welche von Knaben besucht wurden. Sie waren auch von etwas gelblicher Farbe, wie die Rohandrier. Noch jetzt giebt es zu Matatanes öffentliche Schulen, worin arabisch schreiben und lesen gelehrt wird.

Sonst trifft man gegenwärtig weder Rohandrier, noch Anakandrier zu Fort Dauphin an, und wenn es überhaupt noch einige Spuren davon giebt, wie man behauptet, so müssen sie sich in den entfernten Gebirgen aufhalten. Sie werden von den Eingebornen allgemein verabscheuet. Diese Weissen lassen sich daher aus Furcht vor den Schwarzen gar nicht sehn, weil diese alles todtschlagen, was ihnen davon in die Hände fällt.

Der Ausdruck Rohandrier hat sich jedoch zu Fort Dauphin erhalten, und die Negern bedienen sich desselben unter einander und auch gegen die Europäer von Ansehn.

Es ist gar nicht unmöglich, daß die Owen von den Arabern wirklich abstammen, da diese noch jetzt nach der Westküste von Madagaskar handeln, und diese Handlung vermuthlich schon seit undenklichen Zeiten getrieben haben. Die Einwohner von St. Marie und der gegenüber liegenden Küste nannten sich schon zu Hrn. Flacourts Zeiten Zaffe



Hibram (Geschlecht des Abrahams) ein Name, den sie noch heut zu Tage führen.

Die Araber besitzen nordwärts von Madagaskar, und vom Kanal von Mozambique, die fruchtbare Insel Anshuan, die höchstens sechszig Meilen von Madagaskar entfernt sein kann. Ein Umstand, der meine Meinung zu beweisen scheint.

Aber giebt es auf Madagaskar auch Zwerge? Ich würde diese Frage für sehr überflüssig halten, zu beantworten, wenn ich nicht einige Zeit nach meiner Rückkehr nach Frankreich zu meiner großen Verwunderung einen Brief des Hrn. Commerson an Hrn. de la Lande gelesen hätte, der in ein Supplement zu den Reisen des Hrn. Bougainville (Neufchatel 1773.) eingerückt war.

Der Name Commerson, der mit Recht in Europa so berühmt ist, schien mir dem Wahne, daß es zu Madagaskar ein Volk von Zwergen gebe, so viel Glauben zu verschaffen, daß ich es für nöthig halte, dem Publikum seinen Irrthum zu benehmen.

Ueberhaupt scheint Herr Commerson in seinem Briefe über Madagaskar zu viel Enthusiasmus zu verrathen, wenn er behauptet, daß ganze Akademien erfordert würden, um die Produkte dieser Insel zu untersuchen. Ich glaube es zwar, daß dieser unermüdete Mann auf seiner Reise um die Welt, so eilig sie auch war, fünf und zwanzig tausend Pflanzen hat einsammeln können; ich

glaube es gern, daß die gewöhnliche Größe der Patagonen, mit welchen er zwei ganze Stunden zugebracht hat, nicht über sechstehalb Fuß, und ihre äußerste Größe nicht über sechs Fuß vier Zoll (Pariser Maaß) beträgt, und daß, so ungewöhnlich diese Größe bei uns auch ist, es in Franche Comté, in der Schweiz und in Deutschland viele giebt, die sie erreichen; aber das werde ich Herr Commerson nie glauben, daß es auf Madagaskar ein Volk von Zwergen giebt.

“Meine Untersuchungen (sagt er S. 261) schränken sich nicht blos auf die Kräuterkunde ein, sondern ich habe mit der nämlichen Aufmerksamkeit die Bewohner dieses reichen Landes betrachtet., Dem ungeachtet geht er sie sehr flüchtig vorbei, und setzt hinzu, sie nahmen die Europäer immer gut auf, welche sie aber oft umbrachten.

Man sieht deutlich, daß Herr Commerson die Absicht hat, weitläufiger über das Volk von Zwergen zu handeln. Er geht dabei auf die Patagonen zurück. S. 264. “Ich werde, sagt er, ein sehr außerordentliches Volk beschreiben, welches die höchsten Gebirge auf Madagaskar bewohnt. Vermuthlich werde ich dadurch die Freunde des Wunderbaren wieder ausföhnen, die ich durch meine Beschreibung der Patagonen vermuthlich beleidigt habe, da ich die Größe dieser vermeintlichen Riesen, die ihre Entstehung



blos der erhitzten Einbildungskraft der Dichter und Seeleute zu danken hatten, wieder auf sechs Fuß herabsetzte. Ich habe selbst diese Patagonen gesehen, und mich unter mehr als hundert von ihnen befunden.,,

“Er geht darauf zu den Zwergen auf Madagaskar über, und sagt S. 269. diese Halbmenschen bewohnen die hohen Gebirge im Innern der Insel, und machen ein beträchtliches Volk aus, welches Quimosse oder Kimos in der madagaskarischen Sprache genannt wird.,,

Ich weiß nicht, ob die Eskimo in Nordamerika Hrn. Commerson Anlaß zu dieser Benennung gegeben haben, wenigstens ist es gewiß, daß es in der madagaskarischen Sprache kein solches Wort giebt. Mosse ist vielmehr ein portugiesischer Ausdruck, welchen sie in Indien eingeführt haben, und von moça herkömmt, welches ein Dienstmädchen bedeutet.

Herr Commerson beschreibt die Sitten dieser Zwerge ziemlich genau, und macht sie eben so sonderbar, als ihre Personen. Sie sind nach ihm weit geistreicher, als die übrigen Madagaskarer, und besitzen doppelt so viel Muth und Thätigkeit. Sie hegen viel List und Schlaueigkeit, wodurch sie bisher auch noch ihre Freiheit erhalten haben. Sie leben von Reis, von Gemüsen, von Wurzeln und verschiedenen Früchten,

die auf ihren Gebirgen wachsen. Ochsen und Hammel haben sie ebenfalls im Ueberflusse.

Jedermann sollte daher glauben, daß diese Gebirge sehr fruchtbar wären, da Herr Commerson von allem als Augenzeuge zu sprechen scheint. Jedoch sagt er etwa zehn Seiten hernach, daß diese Gebirge dreizehn bis achtzehn hundert Klafter hoch sind, und daß auf ihren Gipfeln Fichten, Birken und andre aus der Klasse der Bäume zu niedern Sträuchen würden. Wo sollen denn die Quimos Ochsen und Hammel hernehmen, da sie sich in den Thälern nie sehn lassen, sondern nur die Gipfel der Berge bewohnen.

Herr Commerson hat diese Gebirge, so wie ich, nur in der Ferne gesehen, denn er scheint nicht viel weiter als ich, landeinwärts gekommen zu sein. Wahrscheinlich hat er sich mit den Antworten einiger Schwarzen begnügt, die vielleicht seine Fragen nicht vollkommen verstanden. Er schließt damit, daß die beständigen Sagen, und die auf Madagaskar von diesen Zwergen reden hören; ich habe sogar sechs ganze Jahre mich so wohl zu Madagaskar als auf Isle de France mitten unter Seefahrern, Kaufleuten und Dollmetschern aufgehalten, welche tief ins Land eingedrungen waren, und die Insel sehr gut kannten; ich habe ihnen viele Fragen über dies Volk von Zwergen vorgelegt, ohne daß ein einziger davon gehört hätte, welches doch hätte der Fall sein müssen.



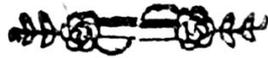
die Sage so allgemein gewesen wäre, als Herr Commerson angiebt.

Er erwähnt einer quimossischen Frau, die er unter den Sklavinnen des Grafen Modave, ehemaligen Statthalters zu Fort Dauphin sah, und welche etwa dreißig Jahr alt, und drei Fuß acht Zoll hoch war. Allein man sieht aus seiner Beschreibung, daß es nur eine Ausartung von der sonst so schönen Gattung von Menschen zu Fort Dauphin war. Eine Erscheinung, die, so gewöhnlich sie auch in Frankreich sein mag, auf Madagaskar sehr selten ist. Ich muß noch anführen, daß der Brief des Hrn. Commerson vom 18 April 1771 ist. Ich reiste im nämlichen Jahre den 1sten April von Isle de France ab, wo ich Herr Commerson oft sah, ohne daß er dieser Zwerge jemahls erwähnt hätte. Dies beweist zwar nichts gegen das Dasein der Quimos, allein das Geheimniß mußte doch wenigstens sehr groß sein, da ich in den drei Monaten, die ich mich nach Herr Commersons letzten Reise nach Fort Dauphin auf Isle de France aufhielt, nie ein Wort davon gehört habe.

Ich habe aufferdem mit dem Grafen Modave, der eben von Fort Dauphin zurückkam, genauen Umgang gehabt, und mit ihm ist über diese Kolonie gesprochen, ohne daß er diese Quimos oder seine quimossische Schwarze genannt hätte.

Herr Commerson sucht endlich seine Meinung zu behaupten S. 273. "Drei bis vier Tagereisen von Fort Dauphin, fast ganz am südlichen Ende von Madagaskar, zeigen die Einwohner eine Menge kleiner Grabhügel, die von einer Niederlage herrühren sollen, welche die Quimos hier von ihren Vorfahren erlitten.,, Ich weiß nicht, ob Herr Commerson diese fabelhaften Gräber wirklich selbst gesehen hat, allein ohne dreißig bis vierzig Meilen weit zu reisen, hätte er zu Itapere, zwei bis drei Meilen vom Fort Dauphin, etwas ähnliches sehn können.

Die beste Widerlegung der Erzählung des Hrn. Commersons wird unstreitig das sein, was Herr Flacourt vor mehr als hundert Jahren von dieser vermeintlichen Art von Menschen sagte: "Es wollten uns Leute glauben machen, daß es Riesen und Zwerge gäbe, allein dies sind Märchen, welche die Harafuspieler erzählen. Ich habe nahe bei Itapere eine Menge aufgesetzte Steine gesehen, unter welchen Zwergen begraben sein sollten. Diese Zwerge hätten in grosser Menge einen Einfall in das Land Anossi gethan, woraus sie aber bis an den Fluß Itapere wären getrieben, und da sie aus Mangel an Booten nicht hätten über denselben kommen können, alle hier niedergehauen worden. Zum Zeichen des Sieges wurden diese Steine auf ihren Gräbern errichtet.,,



Man sieht hieraus, daß Herr Commersons Erzählung von Zwergen bloß eine aufgewärmte Geschichte ist, *) wovon der glaubwürdige Reisebeschreiber Flacourt mehr als hundert Jahr vor mir den Ungrund schon hinlänglich gezeigt hat.

Neunter Abschnitt.

Von den Sitten, Gewohnheiten und dem Genie der Einwohner auf der Ostküste von Madagaskar.

Wir haben zwar Madagaskar schon seit langen Zeiten besucht, allein ich weiß nicht, ob wir die Einwohner hinreichend haben kennen lernen; und dieser Mangel an Kenntniß ist vielleicht zum Theil Schuld daran, daß wir bisher noch keine dauerhafte Niederlassung auf dieser Insel haben anlegen können. Ich könnte viel vom Genie der Einwohner anführen, wenn ich alles erzählen wollte, was ich davon gehört habe.

Zu Fort Dauphin, Foulpointe, und am Meerbusen Antongil kommen sie in ihren Gebräuchen ziemlich mit einander überein. Zu Fort Dauphin sind sie weit träger, als zu Foulpointe, und daher ertragen sie das Joch, worin sie von den Großen erhalten werden, auch mit weit größerm Widerwillen. Die Buschflepperei (marro-nage) ist daher bei ihnen auch weit gewöhnlicher.

Zu

*) Buffon glaubte ihm diese Fabel. S. aber Hrn. Prof.

Zu Foulpointe und am Meerbusen Antongil sind die Vorrathshäuser gewissermaßen offen. Die Eigenthümer bedürfen keines Schlosses, da niemand den Vorrath seines Nachbarn anrührt. Als ich einmal beim Meerbusen Antongil auf dem großen Flusse in einem Kahne spazieren fuhr, ward ich eine Viertelmeile vom Dorfe, und einige Schritte vom linken Ufer dieses Flusses zwei Bäume gewahr, die mich durch ihr anmuthiges Grün reizten, ans Land zu steigen. Ein schmaler Fußsteig führte mich dahin, und wie ich denselben etwas weiter folgte, so kam ich auf eine kleine Glatte in dichtem Gehölze, und traf hier eine beträchtliche Vorrathshütte mit Reis, der noch im Stroh lag, und sie ward blos durch eine kleine geflochtene Thür verwahrt, an der kleine Zweige von Bäumen, womit sie zugebunden war, die Stelle des Schlosses vertraten. Es bedurfte auch keiner größern Sicherheit, da niemand sich daran vergreift, wenn auch die Eigenthümer weit davon entfernt sind, denn die Armen behelfen sich lieber mit Wurzeln, als daß sie zum Diebstahl schreiten sollten. Blos der Krieg berechtigt die Stärkeren, diese Magazine wegzunehmen, und eine Kleinigkeit ist hinreichend, einen Krieg zu erregen. Die Oberhäupter wissen daher auch immer Ursache zum Kriege zu finden, wenn ihnen Lebensmittel mangeln.



Unsre Güter sind bei den Einwohnern von Foulpointe eben so sicher. Ueberhaupt ist ein Bedienter aus den Eingebornen die beste Wache gegen Diebstahl.

Bei meiner Ankunft zu Foulpointe ließ Hr. de Laval gleich eine Hütte für mich, meine Sachen und Instrumente zurecht machen, und als ich eine Thür nebst einem Vorhängeschlosse wollte davor machen lassen, so versicherte er, daß es nicht nöthig wäre, und daß jedermann ohne Thüren schliefe. Ich schäme mich es zu sagen, daß man hier blos die Weißen fürchtet, und daß, wenn ein Diebstahl vorgeht, fast immer einer von der Mannschaft der Schiffe der Urheber davon ist.

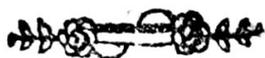
Ein Schwarzer bot sich bei mir zum Dienstreuten an, und ich nahm ihn auf Hrn. de Lavals Versicherung an. Er kam alle Morgen um fünf Uhr, brachte mein Zimmer in Ordnung, machte mein Bett, verrichtete andre Arbeiten, und brachte die Zeit bis zum Nachmittage vor meiner Thür zu. Er bat sich darauf Erlaubniß aus, in einem benachbarten Dorfe sein Mittagessen zu sich zu nehmen, blieb höchstens eine halbe Stunde aus, und ging darauf nicht eher nach Hause, bis ich mich niedergelegt hatte, welches gemeiniglich nicht vor elf Uhr geschah. Er behalf sich mit einer Handvoll Reis, und sah dabei meiner Mahlzeit geruhig zu. Ohne Schloß war ich sicher gegen allen Diebstahl, denn mein Schwarzer ließ weder

Schwarze noch Europäer hinein, und beobachtete seinen Posten so gut, daß ich Morgens und Abends über eine halbe Meile weit spazieren konnte, ohne wegen meiner Sachen unruhig sein zu dürfen.

Ich hatte oft, wenn ich die Sonne vor meiner Thür beobachtete, einen außerordentlichen Zusammenlauf von Schwarzen, die viel Erstaunen bezeigten, und viele Ehrfurcht für meine Instrumente zu hegen schienen. Vorzüglich erregte meine Penduluhr ihre Bewunderung, da sie diese Maschine nach ihrem Ausdrücke reden hörten, und laufen sahen.

Ich war unter diesen Leuten völlig ruhig; denn, wenn mein Bedienter sah, daß sie mir im Wege standen, so trieb er sie weg, welches ohne Murren an ihrer Seite geschah. Wie viele Gegenden giebt es nicht noch jetzt in Frankreich, wo ich nicht so ruhig und vielleicht einem Steinregen ausgesetzt gewesen wäre.

Ueberhaupt muß ich den Madagaskarern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie im Ganzen genommen gute Leute sind. Sie schienen zwar sehr mißtrauisch zu sein, denn man muß ihnen ihre Waaren in dem Augenblicke bezahlen, daß sie solche ausliefern, aber es ist noch die Frage, ob dies Mißtrauen ihnen natürlich, oder eine Folge davon ist, daß wir sie oft betrogen. Sonst haben sie viel Kopf, können sich gut verstellen, und sehr freundschaftlich thun. Diese letztere



Eigenschaften sind nun freilich sehr zu fürchten, allein man kann dennoch recht gut mit ihnen fertig werden, wenn man nur nicht dem Systeme folgt, welches die Europäer durchgehends in den übrigen Welttheilen angenommen haben, indem sie mehr darauf ausgehen, die Eingebornen zu Sklaven zu machen, als Handlung mit ihnen zu treiben.

Ich muß hier einen Fall anführen, der den guten Charakter dieser Leute hinreichend beweiset. Ein kleines französisches Fahrzeug ward 1762 durch einen Windstoß von der Rhede von Fort Dauphin getrieben, und es war ihm schlechterdings nicht möglich, wieder dahin zu gelangen; sondern es mußte nach Foulpointe gehn. Zwei Mann von der Besatzung, die zu Fort Dauphin waren zurückgelassen worden, entschlossen sich den Weg dahin, ungeachtet der Entfernung von hundert und fünfzig Meilen, anzutreten. Sie folgten dem Ufer des Meers, und lebten von der Gastfreiheit der Einwohner, da sie keine Lebensmittel bei sich hatten. Es giebt hier Stellen, wo man auf zwei Tagereisen kein Dorf antrifft, und auch hievon gaben ihnen die Einwohner Nachricht, und versahen sie mit Lebensmitteln. Einige Oberhäupter waren gar so gütig, sie bis an das nächste Dorf begleiten zu lassen. Kurz, diese beiden Leute legten den ganzen Weg unter einem wilden Volke zurück, ohne Lebensmittel und Wegweiser zu haben,

und fanden beides. Ich muß noch hinzufügen, daß sie zu Fort Dauphin alles wegen der schlimmen Begegnung zu befürchten hatten, die das Jahr vorher den Einwohnern widerfuhr, und von welchen ich Augenzeuge war, ohne sie verhindern zu können.

Ich bin oft in den Dörfern, welche ich besuchte, in die Hütten gegangen, und immer mit außerordentlicher Höflichkeit und Gastfreiheit aufgenommen worden. Sie haben zwar keinen andern Stuhl als die Erde, allein sie breiten gleich eine Matte aus, und legen ein hartes Kissen darauf. Man muß sich zu ihnen setzen, und wenn sie eben beim Essen sind, so bieten sie freundlich davon dar.

Ich kam einmal in eine Hütte, in welcher ich zehn bis zwölf Manns- und Frauenspersonen antraf. Man hieß mich willkommen, und nach einigen Minuten verschwanden alle, bis auf drei Frauenspersonen, die ohne Zweifel zurück blieben, um mir Gesellschaft zu leisten.

Mir scheint es sehr merkwürdig zu sein, daß man bei diesem Volke keine Spuren von Eifersucht antrifft, ungeachtet es zur muhamedanischen Religion gehört. Die Frauen sind nicht eingekerkert, sondern haben alle mögliche Freiheit, und da sie die Europäer außerordentlich lieben, so bedienen sie sich dieser Freiheit in hohem Grade. Die Mütter bieten gern ihre Töchter den Fremden



an, weil sie einigen Vortheil davon ziehen, und bloß aus dieser Habsucht denken sie nicht an die schlimmen Folgen ihres Umganges. Es ist sehr wahrscheinlich, daß längst der ganzen Küste, vorzüglich zu Foulpointe, St. Marie, und Antongil beide Geschlechter mit dem Keime der unglücklichsten Krankheit gebohren werden, die sie vielleicht den Europäern oder gar den Arabern zu danken haben. So viel ist wenigstens gewiß, daß die Europäer neuen Zunder dahin bringen, und dafür ander Gift zurückschleppen. Man sieht daher, wie gefährlich der Umgang mit Frauenspersonen auf Madagaskar sein muß. Die große Hitze und einige Linderungsmittel aus Pflanzensäften machen den Eingebornen diese Krankheit erträglich, da hingegen die Europäer, indem sie ihr Klima verändern, und sich Europa nähern, dies Uebel im größern Maaße empfinden.

Ich kann nicht bestimmen, ob der Aussatz, der auf Madagaskar so häufig ist, nicht als eine Folge der erwähnten Krankheit angesehen werden kann. Ich habe Schwarze ganz damit befehzt gesehen, und andern waren Gesicht und Glieder davon verstümmelt. Auf den philipinischen Inseln gibt es ebenfalls Aussätzige, für welche so gar ein Hospital gebaut ist, in dem Theile von Indien hingegen, den ich besucht habe, müssen keine oder doch nur sehr wenige vorhanden sein, da ich sie nie habe nennen hören.

Bei meiner Ankunft zu Foulpoint 1763 blieb ich die ganze Zeit über, die man mit Errichtung unsers Dorfes zubrachte, am Bord des Schiffes, weil ich den Karakter der Einwohner noch nicht kannte. Jedoch bewog mich die Neugierde, einer Beschneidung mit beizuwohnen, ans Land zu kommen. Ich stieg den Abend vor der Zerimonie ans Land, um alle Zubereitungen dazu mit anzusehen. Die Wirthin sprach etwas französisch, und bat mich sehr, die Nacht in ihrer Hütte zuzubringen, welches ich aber nicht wagen wollte. Beim Nöthigen bediente sie sich des Ausdrucks: „Sie sollen in meiner Tochter Kammer schlafen,, Ihre Tochter, ein hübsches Mädchen von siebenzehn Jahren, die sich Wala-sara (gut Geld) nannte, kam auch gleich darauf zum Vorschein, aber alle ihre Reize waren nicht vermögend, mich zurückzuhalten.

Ueberhaupt sind die Einwohner leicht in Schrecken zu setzen. Der geringste Umstand erregt einen Lärmen, auf welchen gemeiniglich eine allgemeine Flucht erfolgt; und es wird viele Zeit und Behutsamkeit erfordert, ehe man sie bewegen kann, zurück zu kommen. Hr. de Laval und de la Fontaine suchten daher bei ihrem Handel auf Madagaskar allen Unfug zu verhüten, und erhielten dadurch den Vortheil, Isle de France immer hinreichend mit Lebensmitteln versehen zu können. Hr. de Laval verschafte so gar 1759



der ganzen Flotte des Herrn d'Uché, die aus elf Kriegsschiffen bestand, den benöthigten Vorrath.

Die Einwohner zu Foulpointe sind Bersemirak, (Leute die sich niemals trennen) und dies geht so weit, daß wenn einer von ihnen außer seinem Vaterlande stirbt, sein Leichnam zum Begräbniß geholt wird. Sie legen den Körper in einen länglichten Kasten von Holz, begraben ihn, und errichten über dem Grabe eine Hütte, und schlagen auf der Seite einen Pfahl ein, auf welchen ein Ochsenkopf gesteckt wird.

Zu Foulpointe begnügen sie sich mit dem Pfahle; sie bauen keine Hütte, weil wir die Unmenschlichkeit haben, sie zu zerstören, ein Umstand, wodurch wir ihre Herzen uns noch abgeneigter machen.

Die Dörfer, welche wir der Handlung wegen besuchten, sind eigentlich außer der Handlungszeit nicht bewohnt, sondern es bleiben alsdann nur wenige Leute darin zurück.

Zur Handlungszeit kommen die Schwarzen, die sich ins Land gezogen hatten, nach Foulpointe und Fort Dauphin zurück, wo alsdann alles im Ueberflusse zu haben ist. Aber hat man die geringste Streitigkeit mit einem von ihnen, so halten sich alle beleidigt, und gehn oft in einer Nacht davon. Alle Mittel sie zurück zu bringen sind vergeblich, und man sieht sich oft verlassen, ohne alle Lebensmittel, und ohne die Möglichkeit, sich

welche zu verschaffen. Wenn man sie mit Gewalt zurückhalten will, so verschlimmert man das Uebel nur noch immer mehr, und macht sie sich noch mehr abspenstig.

Ich muß bei dieser Gelegenheit noch die Veranlassung unsers Krieges mit diesen guten Leuten zu Fort Dauphin anführen. Man hatte von Fort Dauphin eine ausserordentliche Menge Lebensmittel während des letzten Krieges gezogen, und es gab hier einen Ueberfluß von unsern Handlungsartikeln, und hauptsächlich von Piastern. 1761 erwartete man zu Isle de France, daß der Handel eben so einträglich sein würde, als er die vorhergehenden Jahre gewesen war. Wir gingen in der Hoffnung hin, eine völlige Ladung einzunehmen, welches uns aber sehr fehlschlug. Maimbu, der König dieser Gegend, war sonst gewohnt, aus der Mitte seines Gebietes während des Handels, der ganz in seinem Namen gepflogen ward, nach Fort Dauphin zu kommen, allein diesmal blieb er aus, da er mit einem benachbarten kleinen Könige Krieg führte. Uusserdem hatte er noch einen Ueberfluß von Waaren, die er in den vorhergehenden Jahren eingetauscht hatte. Er versprach von Zeit zu Zeit zu kommen, womit wir so lange aufgehalten wurden, daß wir statt unser Fahrzeug zu beladen, kaum zu Fort Dauphin zu unsern eignen Unterhalte Lebensmittel genug hatten. Endlich drang man so stark in



ihn, daß er kam, und wir uns schmeichelten, mit ihm Handlung treiben zu können. Allein einiger Verdacht, und so gar ein dunkles Gerüchte, daß er nur vier und zwanzig Stunden bei uns bleiben würde, bewogen uns zu dem Entschlusse, ihn in Verhaft zu nehmen. Ich widersezte mich diesem Entschlusse aus allen Kräften, da ich ihn für sehr ungerecht und zugleich für sehr gefährlich hielt, da unsre ganze Mannschaft höchstens aus funfzig bestand. Ausserdem war er sehr schwer auszuführen, denn Naimbu hatte eine gute Bedeckung bei sich, und seine Hütte war wenigstens sechshundert Schritte vom Forte entlegen.

Sein Sohn Remas ward durch einen Zufall zum Opfer, denn wie er zu uns ins Fort kam, um uns zu benachrichtigen, daß sein Vater blos auf vier und zwanzig Stunden eine Reise vorhätte, und gewiß nachher wieder kommen würde, so bemächtigte man sich seiner, und legte ihn in Fesseln. Diese Feindseligkeit machte unter den Schwarzen, die ihn begleiteten, einen ausserordentlichen Lärm, und sie schienen die Absicht zu haben, ihn mit Gewalt zu befreien. Allein man ließ ihnen durch einen Dollmetscher sagen, daß man Remas mit einer Pistole, die man ihnen zeigte, niederschiessen würde, so bald sie die geringste Gewaltthätigkeit begiengen, und Remas befahl ihnen selbst, sich zu entfernen.

Maimbu, der sich nur ungefähr sechshundert Schritt vom Forte mit mehr als tausend Mann befand, entfernte sich so bald er die Nachricht vom Verhaste seines Sohnes erfuhr, und mit ihm lief das ganze Dorf davon, so daß man in weniger als einer Viertelstunde keine Seele mehr darin antraf. In einer Entfernung von einer Meile machte der König mit seinen Leuten Halt, und fing an Unterhandlungen mit uns zu pflegen, welche endlich auf einen Frieden hinausliefen, in welchem er uns einen reichlichen Handel versprach. Unterdessen behielten wir seinen Sohn, dem sonst ganz gut begegnet wurde, nur daß er immer seine Fesseln tragen mußte. Endlich schickte man ihn gar an Bord der heiligen Barbara, wo er auf vierzehn Tage bleiben mußte. In dieser ganzen Zeit wurden fast gar keine Geschäfte zu Stande gebracht, sondern man hielt sich bei fruchtlosen Unterhandlungen auf. Endlich waren wir gezwungen, Remas auszuliefern, den sein Vater uns unbedingt überließ, da er wol wußte, daß wir ihn nicht als Sklave nach Isle de France führen durften. Wir sahen uns hierauf fast ganz verlassen, und gezwungen, aus Mangel an Lebensmitteln unter Segel zu gehn.

Anstatt uns bei unsrer Einschiffung zu stören, ließen sie uns nicht allein unsre Anstalten ruhig dazu machen, sondern sie waren sogar behülflich, Wasser einzunehmen, unsre Stückfässer an den

Strand zu wälzen, unsre Schaluppe, die wir ausbessern mußten, ans Land zu ziehen und wieder ins Wasser zu lassen. Zur Dankbarkeit bemächtigten wir uns fünf von diesen Schwarzen, als sie ihren Lohn abholen wollten, und nahmen sie mit nach Isle de France. Und demungeachtet wurden das Jahr darauf die vorhin erwähnten zwei zurückgebliebenen Franzosen auf alle mögliche Art unterstützt. Jedoch schickte auch das folgende Jahr der Statthalter von Isle de France, der mit unserm Betragen sehr unzufrieden war, die fünf Schwarzen nach Madagaskar zurück.

Während dieser Unruhen ging ich sicher in der Gegend von Fort Dauphin spazieren, und hatte sogar Ruhe genug, den Plan davon aufzunehmen. Mein schwarzer Bediente hielt auch getreulich bei mir aus. Ein Oberhaupt des Dorfes, der Französisch verstand und gewöhnlich den Dollmetscher bei Maimbu und dessen Abgesandten abgab, und während der Han-Iszeit im Dorfe zu wohnen pflegte, besuchte mich in meiner Hütte. Er hatte zwei Sklaven bei sich, die einen großen Korb voll Austern von einer besondern Figur trugen, um welche ich ihn vor vierzehn Tagen angesprochen hatte, und wovon ich mehr als hundert nach Isle de France mitnahm.

Bei einer andern Begebenheit sprach ich mit eben diesem Schwarzen, der sich Mosa nannte, über die Franzosen, die ehemals Fort Dauphin

besaffen, allein vermuthlich müssen die Ueberlieferungen bei diesem Volke nur wenig bedeuten, da sie sich kaum noch der alten Weissen erinnern können. Mosa erzählte mir blos, er hätte von einem Schwarzen, der schon vor Alter blind war, gehört, daß er die Weissen zu Fort Dauphin gesehen hätte, und daß die Schwarzen aus Misvergnügen über ihren König diesen verjagt und sich den Weissen unterworfen hätten. Ihr König war darauf sein Leben zu retten, nach Matatanes geflohn.

In der Folge der Zeit wären die Weissen sehr schlimm geworden, und hätten die Schwarzen übel behandelt, daß diese sich genöthigt gesehen hätten, sie theils zu verjagen und theils umzubringen. Ihr König wäre darauf von Matatanes zurückgekommen, und sehr gut gewesen. Diese Ueberlieferung ist aber so dunkel, daß man nicht bestimmen kann, ob unter den Weissen die Franzosen, oder die Rohandrier, deren Flacourt erwähnt, zu verstehn sind.

Der Krieg hielt verschiedne andre Oberhäupter eben so wenig ab, mich aus Neugierde zu besuchen, um meinen Quadranten oder Grigri (nach ihrem Ausdrucke) zu sehn. Ueberhaupt schienen die Einwohner zu Fort Dauphin weit neugieriger zu sein, als zu Foulpointe oder am Meerbusen Antongil, welches vermuthlich von ihrem grossen Aberglauben herrührte. Sie tragen an ihrem Halse und in ihren Haaren eine

Menge kleiner Hölzchen, Bemsenhörner und Krokodilenzähne, denen sie große Eigenschaften zuschreiben. Diese Hörner und Zähne verzieren sie noch mit Glaswerk, und stecken kleine Stücke Fleisch und Fett hinein. Von Zeit zu Zeit nähren sie diese Grigri mit frischen Nahrungsmitteln, und glauben, daß sie sich dadurch gegen alle Arten von Zufällen sicher stellen können.

Es giebt unter den Schwarzen einige, die sich der Kunst, zu wahr sagen und zu zaubern, welches sie ebenfalls Grigri nennen, ordentlich widmen. Ich habe einen gesehen, dessen Grigri die übrigen sehr zu fürchten schienen. Er war ganz vom Kopfe bis an den Gürtel damit bedeckt. Ein Oberhaupt vom Lande erzählte mir, daß der König Moimbu nicht gewagt hätte, Krieg mit ihm anzufangen, weil seine Grigri nicht so gut gewesen wären, als die, welche er mir zeigte. Sie rühmen sich, Donner und Regen, widrige Winde und Stürme u. d. m. erregen zu können.

Sie äußerten eine große Bewunderung über meinem Quadranten, vorzüglich wenn ich ihn umdrehete, und wagten es nicht, ihn anzurühren. Ich sagte ihnen, es wäre mein Grigri, und vielleicht hätte ich vermöge desselben große Eroberungen machen können, da kein Volk leicht abergläubiger sein kann, als dieses.

Meine Sternwarte setzte mich bei ihnen in ein noch größers Ansehn. Ich hatte ein Viertel
des

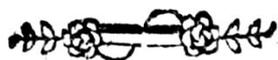
des Dachs frei gelassen und bediente mich auf dieser Seite einer Art von fliegendem Dache, das ich nach Gefallen auflegen und wegnehmen konnte. Alle Schwarzen, die nach dem Forte kamen, besahen und bewunderten diese neue Bauart. Sie glaubten anfänglich, daß ich durch diese Oefnung in das Haus stiege, und ihre Bewunderung nahm merklich zu, als sie sahen, daß ich eine ordentliche Thür hatte, und diese Oefnung bloß brauchte, um durch meinen Grigri den Himmel zu betrachten.

Zu Foulpointe und am Meerbusen Antongil sind die Schwarzen nicht so abergläubig, als zu Fort Dauphin. Sie haben daher auch weniger Grigri, und essen alle Arten von Fleisch. Zu Fort Dauphin hingegen haben sie vor dem Schweinefleische einen Abscheu.

Neunter Abschnitt.

Fernere Beschreibung der Sitten der Madagaskarer, und verschiedene Vorfälle aus ihrer Geschichte.

In den Jahren, da die englischen Seeräuber in den indischen Meeren herumschwärmten, ließen sich einige von ihnen auf Madagaskar nieder, wo sie die Früchte ihrer Räubereien ungestraft genossen, und einige kleine Staaten bildeten, die den Bewohnern der Inseln lange fürchterlich blie-



ben. Ihre Nachkommen blieben nicht so mächtig, denn da sie sich nur mit schwarzen Frauen verheirathen konnten, so arteten sie almählig aus, und jetzt giebt es so wenig Spuren davon, daß man sich hier ihrer nur noch nach sehr dunkeln Ueberlieferungen erinnert. Das englische, welches sonst auf dieser Seite von Madagaskar häufig gesprochen ward, ist jetzt völlig unbekannt, und das französische dagegen eingeführt, welches von den Vornehmern und vorzüglich von den Frauenspersonen ziemlich gut gesprochen wird.

Ein Nachkomme von einem dieser Seeräuber war Tamsimilo, der unter allen die größte Rolle auf Madagaskar spielte. Schon 1722 war er sehr mächtig, nachdem er einige Seereisen nach Bombay und andern Plätzen auf der Küste Malabar gemacht hatte. Er hatte einen außerordentlichen Ehrgeiß und liebte den Krieg ungemein. Er hatte die europäische Art Krieg zu führen, gesehn, und soll sie mit ziemlichen Erfolge nachzuahmen gewußt haben. So viel ist gewiß, daß er sich den ganzen Meerbusen von Antongil, die Insel St. Maria, und den ganzen Theil von Madagaskar vom Ende des erwähnten Meerbusens bis an den Hafen von Tamatave, den er den Betanimenern wegnahm, unterwürfig machte. Er dehnte dabei seine Herrschaft funfzehn bis

Dieser ganze Strich ward vorher so wie Madagaskar überhaupt von einer Menge unabhängiger kleiner Fürsten beherrscht. Tamsimilo zwang sie, ihm Tribut zu bezahlen, und vertheidigte seine neuerwobne Herrschaft tapfer gegen die Betanimener. Die Oberhäupter dieses Volkes machten unter sich eine Art von Republik aus, und das Volk selbst wird für sehr tapfer und kriegrisch gehalten. Ich habe zu Foulpointe eine kleine Viertelmeile vom Ufer ihr Lager gesehn, das auf einer Anhöhe sehr gut gewählt war, da sie Foulpointe daraus übersehn und ihre Feinde sehr beunruhigen konnten.

Tamsimilo schien zwar in seiner Herrschaft sich völlig festgesetzt zu haben, allein es gab doch zwei geheime Parteien gegen ihn. Er starb 1751 ungefähr in seinem sechzigsten Jahre von Ausschweifungen im Trinken. Seine Frau und Verwandten glaubten, daß er vergiftet wäre, allein es war ein bloßer Verdacht. Ein Offizier, der sich damals zu Foulpointe aufhielt, und von dem ich einige der erwähnten Umstände erfuhr, erzählte mir die ganze Geschichte: Tamsimilo hatte eine Beischläferin, welche die Engländer ihrer Schönheit wegen Rahel nannten. Diese Rahel hielt sich an einen gewissen Laree, einer dem Tamsimilo untergeordneten Befehlshaber, der ebenfalls von den Seeräubern abstammte, und von dem die Spitze von Laree den Namen hat.

Dieser Iaree starb am Gifte, und da Rahel bei ihm wohnte, so fiel der Verdacht auf sie, und seine Anverwandten wollten sie zwingen, den Tanguin*) zu nehmen. Allein sie flüchtete nach Jeneriffe zum Tamsimilo, und behauptete ihre Unschuld. Tamsimilo nahm sie zwar in Schutz, allein ohne sie vor sich kommen zu lassen. Bald darauf ward er krank, und ließ sich nach Foulpointe bringen, welches acht Meilen südwärts davon liegt, und wo sich seine Frau aufhielt. Er starb daselbst, und nun fiel der Verdacht der Vergiftung wieder auf Rahel, die wieder zu entfliehn suchte. Sie hatte einige Schwarze zu ihrem Vortheile einzunehmen gewußt, die auch wirklich den Versuch machten, sie zu entführen, aber daran verhindert wurden. Man brachte sie nach Foulpointe zurück, wo sie Tanguin essen mußte, und davon starb. Ihre Sklavin wollte sich mit der Flucht retten, ward aber ebenfalls eingehohlt, nach Foulpointe gebracht, und von der Frau des Tamsimilo verurtheilt, in Stücken zerhauen zu werden. Die Franzosen, welche sich zu Foulpointe aufhielten, boten für diese Schwarze eine große Summe, um ihr das Leben zu retten, allein Mamediu (so hieß die

*) Tanguin soll eine Art von giftiger Birn sein, deren man sich bedient, um einen Missethäter von dem Verbrechen zu überzeugen, dessen er sich verdächtig gemacht hat. Südwärts von Foulpointe ist die Feuernrohe eingeführt

die Frau des Tamsimilo) schlug sie aus, weil sie nicht den Tod ihres Mannes verkaufen wollte, und die treue Sklavin, die vielleicht unschuldig war, ward nach den wilden Sitten dieses Volks den Manen des Verstorbenen geopfert und in Stücken zerhauen. Noch nach ihrem Tode ward ihr Körper auf eine schändliche Art gemishandelt, und gänzlich verstümmelt.

Tamsimilo war mit dem Könige der Soflarer, einem Volke auf der Westküste von Madagaskar im Bündnisse, der ihm zwei von seinen Töchtern zur Ehe gab, von welchen er verschiedene Kinder hatte. Die vornehmsten darunter waren Belti, die auf Isle de France in der Stille lebten, und ein Sohn, der bei seiner Geburt Sanhare genannt wurde, welches in der Landessprache Gott bedeutet.

Die Unterthanen, oder wenigstens die Unterthanen des Tamsimilo hatten so eifrig einen Prinzen von ihm zu haben gewünscht, daß sie die Geburt des Sanhare mit allen möglichen Arten von Freudenbezeugungen feierten.

Sanhare war ungefähr sechszehn Jahr alt, als sein Vater starb, und seine Schwester Belti ein Paar Jahr älter. Nach Landesgebrauch ist es nicht immer nothwendig, daß die Söhne ihren Vätern in der Regierung nachfolgen, und noch weniger können sich die Töchter Rechnung darauf machen.



Da es in diesen Staaten gar keine Grundgesetze giebt, so erhält der König blos seine Würde durch einmüthige Einwilligung der Oberhäupter, die oft einen Herrn recht gut entbehren können. Zuweilen gelangt er auch wohl durch gewaltsame Anmaaßung dazu. So lange ein König lebt, wagen es die Oberhäupter nicht, sich gegen denselben aufzulehnen, aber sobald er stirbt, treten alle in ihren vorigen Stand der Unabhängigkeit zurück, wenn nicht der Sohn einen so mächtigen Anhang hat, daß er sich zum Nachfolger seines Vaters aufwerfen kann. Die Freunde des Sanhare unterstützten ihn zwar aus allen ihren Kräften, allein seine Feinde waren so mächtig, daß sie ihn zwangen, Foulpointe zu verlassen. Die beiden Faktionen, die sich bei Lebzeiten des Tamsimilo nicht unterstanden hatten, sich öffentlich zu zeigen, legten jetzt die Maske ab, und die eine, die zu Foulpointe entstand, suchte sich des Sanhare und seiner Mutter zu versichern, welche aber nach Laree entflohn. Die andre hatte zu St. Marie ihren Sitz.

Kurze Zeit vor dem Tode des Tamsimilo hatten die Franzosen den Entwurf zu einer Niederlassung auf Madagaskar gemacht, und St. Marie, oder vielmehr eine kleine Koralleninsel, die ich im fünften Abschnitte beschrieben habe, dazu ausersehen. Ich zweifle daran, daß dieser Entwurf

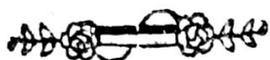
Madagaskar nicht genau kennen konnte, allein dem sei wie ihm wolle, so konnte er nicht schlechter ausgedacht werden, indem man damit anfieng, womit man hätte beschließen sollen. Man legte mit großen Kosten beträchtliche Gebäude an, dazu die Steine von Isle de France gehohlt werden mußten. 1751 nahmen die Franzosen die Insel St. Marie in Besitz, die ihnen von Tamsimilo abgetreten ward. Man setzte einen Befehlshaber dahin, der oft Oberkaufmann zu Madagaskar gewesen war, und gab ihm einige Soldaten mit. Dieser Mann war bei Tamsimilo sehr beliebt, und konnte alles von ihm erlangen, was er wünschte.

Die Könige pflegen hier denen, welche sie so geachtet sehn wollen als sich selbst, ihren Stock oder ihre Pistolen zu geben. Mit diesen Ehrenzeichen kann man in dem ganzen Gebiete desselben ohne alle Bedeckung reisen. Jede Beleidigung würde als ein Verbrechen der beleidigten Majestät angesehen und vielleicht mit dem Tode bestraft werden. Der Befehlshaber von St. Marie hatte dieses Vorrechts sich oft bedient, und ward fast mehr gefürchtet, als Tamsimilo selbst. Vermuthlich that er dem Statthalter von Isle de France den Vorschlag, die schöne Pflanzstadt auf der Insel St. Marie anzulegen. Außerdem betrug er sich in der Folge gegen die Einwohner sehr unvorsichtig und begegnete ihnen so hart, daß er von ihnen allgemein verabscheuet wurde.

Dieses unvernünftige Betragen kostete ihn das Leben, denn er wurde von den aufgebrachtten Schwarzen von St. Marie einen Monat nach Zamsimilos Absterben ermordet. Die Hauptursache dazu war sein Betragen gegen einen von den Oberhäuptern, der sich weigerte, die ersten die besten Flinten für die Lebensmittel anzunehmen, welche er geliefert hatte, sondern sie unter einer grossen Menge aussuchen wollte. Er ging in seiner Hitze so weit, daß er diesen Indier sogar mit seinem Stocke schlug. Einen andern von den Oberhäuptern, der ihn zur Rede stellen wollte, stieß er mit dem Stocke in die Herzgrube, daß er auf der Stelle Blut spie, und nachher davon starb. Diese Gewaltthätigkeit verursachte unter den Schwarzen einen großen Lärm, allein sie gingen noch ruhig davon, und dachten von diesem Augenblicke an auf Rache. Das Oberhaupt von St. Marie, ein Oheim des Verstorbenen, schwor unter verschiednen bei ihnen gewöhnlichen Feierlichkeiten, seinen Tod zu rächen, und er soll auch der erste gewesen sein, der dem Befehlshaber den ersten Schlag mit einer Art gab. Dieser Befehlshaber beging ausserdem den Fehler, daß er gar nicht gegen die Indier auf seiner Hut war. Er hatte zwar nur dreißig Mann bei sich, die aber zur Vertheidigung gegen die Indier hinreichend waren. Die übrigen Truppen, welche eine weit grössere Anzahl ausmachten, waren nach Foul-

pointe geschickt. Das Fort zu St. Marie war mit Kanonen besetzt, und mit einem doppelten starken Pallisadenwerke umgeben, und um es einzunehmen, wären ebenfalls Kanonen erfordert worden, wenn nicht der Befehlshaber die Unbesonnenheit begangen hätte, nebst den Truppen seine Wohnung ausser dem Forte, aller Gegenvorstellungen seiner Freunde ungeachtet, aufzuschlagen. Er vernachlässigte dabei alle Vorsicht, und fuhr in seinem ungestümen Betragen gegen die Eingebornen fort, indem er sie wegen ihrer natürlichen Schwäche und Gutherzigkeit für unfähig hielt, irgend einen kühnen Streich auszuführen. Uusserdem verließ er sich auf die Freundschaft des Tamsimilo, der durchgehends sehr gefürchtet ward, aber durch seinen Tod der Sache auch eine ganz andre Gestalt gab.

Das Kommando, das wir zu Foulpointe hatten, nahm sich des Sanhare an, und bemächtigte sich des Anführers der dortigen Faktion, der auch nicht eher wieder losgelassen ward, als bis er versprach, sich zurück zu ziehen, und die Familie des Tamsimilo nicht weiter zu beunruhigen. Die Faktion zu St. Marie, die hiedurch wahrscheinlich in Furcht gesetzt war, rührte sich nicht, und dachte vermuthlich blos darauf, sich an dem Befehlshaber wegen seiner schlechten Begegnung zu rächen.



Belti, die Schwester des Sanhare, hielt sich damahls zu St. Marie auf. Sie hielt es sehr mit dem Befehlshaber, und gab ihm oft wegen seines Betragens heilsame Rathschläge. Die Verschwörung ward äusserst geheim gehalten, allein Belti entdeckte demungeachtet etwas davon, und warnte den Befehlshaber von neuem, und rieth ihm zur Flucht, oder wenigstens zu grösserer Wachsamkeit, allein ohne etwas bei ihm auszurichten. Als endlich Belti sah, daß die Sache aufs äusserste getrieben war, so hielt sie für rathsam, sich nach der gegenüberliegenden Küste von Madagaskar zu begeben, um nicht mit in sein Unglück verwickelt zu werden. Ich muß bei dieser Gelegenheit noch anführen, daß die geheimsten Verschwörungen auf Madagaskar noch immer durch die Frauenspersonen entdeckt und von ihnen auch wieder verrathen wurden.

Die Schwarzen pflegten des Morgens bei Sonnenaufgange in ihren Fahrzeugen Paradiesfeigenblätter, die sie zum Dachdecken brauchen, zu bringen. An dem Tage, der zum Angriff bestimmt war, hatten sie ihre Flinten, Säbel und Aerte in den Bündeln verborgen, die sie trugen. Sie stiegen ruhig aus ihren Fahrzeugen, und trugen ihre Bündel bis an das Fort, unter welchem sie sich unbemerkt bewafneten, und sich in zwei Rotten theilten. Die eine ging gerade auf das Fort zu, tödtete die Schildwache, welche

sich ganz allein im Forte befand, bemächtigte sich der Stücke, und warf die Kugeln, und alles was dazu gehörte, ins Meer. Die andre ging auf den Befehlshaber los, der einige Flintenschüsse hörte, und aufstand, um zu sehn was es gäbe. Er traf die Schwarzen an der Thür an, wovon einer ihm mit der Art an den Kopf schlug. Er fiel nieder, und ward indem er sich wieder aufzurichten bemühetete, durch einen Flintenschuß getödtet, der zugleich seinen Frisör, einen Soldaten von der Besatzung, mit niederstürzte.

Jetzt ward der Lärm allgemein, die Franzosen griffen zu den Waffen, und wollten sich zu spät durch die Kanonen in Sicherheit setzen. Die Schwarzen, welche sich hinter den Laveten verborgen hatten, tödteten oder verwundeten alle, die sich ihnen näherten, wodurch beide Theile nur noch mehr aufgebracht wurden. Bei aller Lebhaftigkeit des Gefechts riefen die Schwarzen, daß sie blos sich an dem Befehlshaber hätten rächen wollen, und jetzt gern Friede machen wollten.

Belti ward durch die widrigen Winde verhindert, Madagaskar zu erreichen, und war südwärts von der Insel Marie bei dem so genannten Durchschnitte geblieben. Sie hatte zwei Soldaten bei sich, die ihr der Befehlshaber zur Bedeckung mitgegeben hatte. Sie hörte hier die Kanonenschüsse, und da sie leicht die Ursache davon errathen konnte, kehrte sie gleich zurück, allein



bei ihrer Ankunft war das Uebel schon geschehn. Die Hitze unsrer Soldaten, womit sie die Schwarzen bis ins Gebüsch verfolgten, kostete viele das Leben, und die übrigen wurden gefährlich verwundet, so daß von dieser kleinen Besatzung fast niemand überblieb. Man sah augenscheinlich, daß die Schwarzen es bloß auf den Befehlshaber angesehen hatten, denn sie thaten den Verwundeten, die auffer Stand gesetzt waren, ihnen zu schaden, weiter nichts zu leiden, sondern begnügten sich mit der Plünderung.

Die Schwarzen wollten zwar Belti nicht erlauben ans Land zu steigen, allein man verstattete ihr, alle todte und verwundete Franzosen mitzunehmen. Sie that dies und ging darauf zu ihrer Mutter nach Larere, wo sie sich der Verwundeten mit solcher Sorgfalt annahm, daß kein einziger davon starb, ungeachtet einige sehr schwer verwundet waren. Zur Dankbarkeit ward Belti nach Isle de France geführt, um die Veranlassung dieser Verschwörung zu erfahren.

Es wurden darauf einige Schiffe abgeschickt, um den Tod der Franzosen zu rächen. Was für Grausamkeiten verübt wurden, kann ich nicht bestimmen, allein so viel ist gewiß, daß die Schwarzen von St. Marie diese Insel ganz verliessen, und 1762, zehn Jahre nachher, noch nicht wieder dahin gezogen waren, ungeachtet die Franzosen sie in dieser Zeit noch nicht wieder beunruhigt hatten.

Drei Jahre lang bekümmerten sich die Franzosen nicht weiter um die Insel St. Marie; allein 1754 nahmen sie dieselbe zufolge einer zweiten Schenkung, die Belti ihnen machte, von neuem in Besitz, und verliessen sie endlich aus vernünftigen Gründen 1761 zum letzten male.

Sanhare konnte sich unterdessen in seinen väterlichen Staaten nicht behaupten. Ein Dolmetscher, den man zu Madagaskar gelassen hatte, maachte sich während der schlimmen Jahreszeit, da die Schiffe die Küste verlassen müssen, der Regierung an. Der Statthalter von Isle de France setzte zu viel Vertrauen in diesen Menschen, und daher konnte er drei Jahre lang den Sanhare unter dem Vorwande verfolgen, das Beste der Gesellschaft zu befördern. Denn es ging zu Madagaskar wie in Indien, wo man oft Fürsten unterstützt oder bekriegt, weil es der Vortheil des Handels mit sich bringt, ohne dabei zu untersuchen, ob dieser Vortheil eingebildet oder gegründet ist, und ob er die Kriegskosten und den Verlust an Menschen ersetzen kann, oder nicht.

1762 ward dieser Dolmetscher nach Isle de France zurückgerufen, und nun war Sanhare insgeheim darauf bedacht, sich Foulpointe wieder zu nähern, wo er nur einen schwachen Anhang hatte. Ausserdem schien er auch nicht sehr auf das Versprechen, daß sein Gegner nicht wieder nach Madagaskar kommen sollte, zu bauen.



1763 wurden wir endlich abgeschickt, ihn wieder einzusetzen. Die Sache schien gerecht zu sein, allein sie war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und verursachte uns manche Unruhe.

Hr. de Laval suchte drei Monathe hindurch die Einwohner zu Foulpointe, Maruahombè und den benachbarten Dörfern mit vieler Klugheit dazu vorzubereiten. Maruahombè, ein beträchtliches Dorf, das von verschiedenen Oberhäuptern beherrscht ward, machte ihm das meiste zu schaffen; jedoch kam er durch vieles Zureden, und viele Verheißungen mit den Oberhäuptern wenigstens dem Anscheine nach zu Stande. Ein anderer sehr mächtiger Anführer, der der Parthei des Sanhare am meisten das Gegengewicht hielt, machte sich auch anheischig, ihm den Eid der Treue zu schwören, so bald er angekommen sein würde, allein unter der Hand arbeitete er gegen ihn fort, und suchte seine Rückkehr, die wir auf den 22 oder 23sten October erwarteten, zu verzögern, indem er nur Zeit zu gewinnen suchte, weil er wußte, daß die schlimme Bitterung uns vielleicht noch vor Ankunft des Sanhare von Madagaskar vertreiben würde.

Wenn man zu Madagaskar fünf bis sechs Monate zubringen will, so pflegt man um das Lager ein starkes Palisadenwerk zu ziehn, um sich dadurch völlig gegen alle Angriffe zu sichern. Wir thaten dis aber 1763 nicht, da unser Lager

weitläufig war, und schlofen in vollem Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Einwohner ganz ruhig. Herr de Laval mußte sich durch seine Leutseligkeit auch bei den Einwohnern so beliebt zu machen, und sie hatten sich an gewisse kleine Bedürfnisse, die sie nur von uns erhalten konnten, so gewöhnt, daß er die großen Kosten, welche ein Palisadenwerk verursacht haben würde, füglich ersparen zu können glaubte. Allein er sah nachher ein, daß er besser daran gethan haben würde, auf jede Art für seine Sicherheit zu sorgen.

Am 22 Oktober, grade den Tag vor der Rückkehr des Sanhare, kamen des Morgens einige Frauen zu uns, und brachten uns im Vertrauen die Nachricht, daß der Gegner des Sanhare sich drei Viertelmeilen von uns unter dem Vorwande gelagert hätte, sich den Sanhare zu unterwerfen; allein die Nacht würde er unsre Hütten anstecken, und sich der daraus entstehenden Unordnung zu Nuße machen, um uns alle zu ermorden. Wir erhielten noch eine zweite Nachricht, daß bei einer großen Versammlung, die zu Maruahombè gehalten ward, einige Oberhäupter gerathen hätten, uns vergiftetes Flügelswerk zu verkaufen, andre aber hätten es für den sichersten Weg gehalten, uns alle zu ermorden, weil sie dadurch allein die Rückkunft des Sanhare würden verhindern können. Zwei Oberhäupter hätten sich gegen diesen Entschluß gesetzt, weil er



äußerst ungerecht wäre, und die übrigen an die Rache erinnert, die wir zu St. Marie verübt hätten. Die übrigen hätten dagegen eingewandt, daß sie sich alsdann mit der Flucht auf die Gebirge würden retten können. Man beschloß diese mit dem Zusatze, daß die beiden Oberhäupter die übrigen zuletzt dahin gebracht hätten, von ihrem Vorsatze abzustehn.

Herr de Laval kam diese Nachricht zwar unglaublich vor, allein seine Klugheit erlaubte ihm nicht, sie zu vernachlässigen. Er ließ gleich achtzig tüchtige Matrosen ans Land kommen, und bewaffnen, und zugleich zwei Kanonen ausschiffen. Wir machten zusammen hundert Mann aus, ein für Foulpointe fürchterliches Kor. An den Ecken setzten wir Schildwachen und Pickete aus, welche die ganze Nacht hindurch von drei Offizieren, die alle zwei Stunden herumgingen, visitirt wurden.

Während dieser Vorkehrungen brachte ich, da ohnehin meine astronomischen Beobachtungen geendigt waren, alle meine Journale und Bücher an Bord. Ich hätte zwar auch zurückbleiben können, allein mein Zutrauen und meine Freundschaft für Hrn. de Laval erlaubten es mir nicht. Ich patrullirte sogar die Nacht mit herum. Die beiden ersten Nächte erlaubte es mir Hr. de Laval, allein die dritte ließ er mich ruhig bis an den Morgen schlafen.

Als die Schwarzen von Maruahombè hörten, daß wir in guter Verfassung wären, so ergriffen sie ebenfalls die Waffen. Wir ließen des Abends um neun Uhr die Oberhäupter aus diesem und einigen andern Dörfern zu uns fordern, allein keiner erschien. Sie schickten nur einige treue Leute um Mitternacht ab, denen wir erklärten, daß wir uns bloß zu unsrer Sicherheit bewafnet hätten, und nicht um ihnen Leid zuzufügen. Sie hingegen versicherten uns, daß alle Gerüchte falsch wären, und daß keiner im ganzen Lande es wagen würde, ein solches Unternehmen auszuführen. Allein wir waren demungeachtet die ganze übrige Nacht gut auf unsrer Hut.

Sanhare kam den folgenden Tag mit sechs- hundert Mann an, und alles unterwarf sich ihm wenigstens auf einen Augenblick.

Es war grade zwei Uhr Nachmittags, als die kleine Flotte zum Vorschein kam. Sie bestand aus mehr als vierzig großen und schönen Booten. Um fünf Uhr Abends waren sie insgesamt am Eingange des Kanals angelangt. Das Wetter war ungemein angenehm, und daher ward meine Einbildungskraft so rege, daß ich die Flotten der alten Griechen zu sehn glaubte, welche von den Dichtern so prächtig beschrieben wurden.

Sanhare befand sich in einem der kleinsten Fahrzeuge ganz allein an der Spitze der Flotte. Wir schickten ihm unser Noth entgegen, welches



er ohne alles Mistrauen bestieg. Seine Fahrzeuge umgaben ihn in dem nämlichen Augenblicke, um ihm dem Scheine nach zur Bedeckung zu dienen. Wir hatten unsre Flagge aufgesteckt, und begrüßten ihn mit sieben Kanonenschüssen, als er vorn bei unserm Fahrzeuge vorbei fuhr.

Wir gingen ihm an die Uslände entgegen, und sein ganzes Gefolge, welches aus achthundert Männern und Weibern bestand, stieg mit ihm ans Land. Seine Soldaten umgaben und begleiteten ihn bis zu Hrn. de Lavals Hütte, in welche wir ihn führten. Ein Theil seiner Leute folgte ihm dahin, der zweite Haufe blieb an der Thür stehn, der dritte umringte das Haus, und die übrigen schlugen das Lager am Ufer des Meeres nahe an einem kleinen Flusse etwa hundert Schritte von unserm Lager auf. Sie arbeiteten so fleißig, daß um acht Uhr schon alle Zelte fertig und schon Feuer zum Reiskochen angezündet waren. Ihre Zelte waren recht gut eingerichtet. An jedem Ende standen zwei Pfähle ins Kreuz, die mit einer Stange, welche oben übergelegt war, an einander befestigt und mit den Decken der Fahrzeuge überzogen wurden.

Sanhare speiste den Abend unter guter Bedeckung bei uns, die er auch die ersten drei Tage um sich behielt. Allmählig fing er an, sie zu vermindern, und zuletzt hatte er nur ein Paar seiner getreuesten Schwarzen bei sich, und einen

Sklaven, der ihm seine Flinte nachtragen mußte. Er selbst trug bald einen Speiß, bald aber nur einen blossen Stock.

Am Abend des Tages, an welchem er ankam, gerieth unser Lager durch die Unvorsichtigkeit eines Matrosen in Brand, und würde ganz ein Raub der Flammen geworden sein, wenn nicht Sanhare uns mit seinen Leuten beim Löschen sehr behülflich gewesen wäre. Er schickte gleich hundert Mann nach Pasambole, um allen Ueberfall der Feinde zu verhüten, die übrigen mußten Löschen helfen, und die Weiber, deren über zweihundert waren, Wasser in ihren Kalebassen und Bambusrohren zuschleppen.

Um das Plündern zu verhüten, welches eine gewöhnliche Folge von Feuersbrünsten zu sein pflegt, ließ Sanhare beständig einige Schwarze herumpatrulliren, die mit lauter Stimme rufen mußten: „Wer die Weißen bestiehlt, soll den morgenden Tag nicht sehn, sondern vor Sonnenaufgange mit Speißen getödtet werden.“ Demungeachtet wurden viele Sachen vermißt, die theils von den Flammen verzehrt, theils auch vielleicht von Franzosen selbst gestohlen wurden; denn Sanhare brachte uns den folgenden Tag Stücke Silberzeug, welche seine Leute gefunden hatten.

Man kann aus allem diesen sehn, daß es eben nicht so schwer sein würde, eine Pflanzstadt auf Madagaskar anzulegen und zu behaupten, die



Holländer, deren Herrschaft gewiß weit strenger ist, haben sich mitten unter einem Volke niedergelassen, welches für das grausamste und treuloseste in ganz Indien gehalten wird. Und bei aller Strenge, womit die Holländer diesem Volke begegnen, ist mir kein Fall bekannt, da sie gewagt hätten, etwas gegen Batavia zu unternehmen, weil sie wohl einsahen, daß sie nichts gegen die Mauren dieser Stadt, und die Krokodile*) in den Gräben um dieselben ausrichten würden.

Das Zutrauen, welches die sonst so mißtrauische Madagaskarer in uns setzen, würde uns die Anlegung einer Pflanzstadt sehr erleichtern. Als uns in den letzten Jahren Waaren fehlten, die Madagaskarer zu bezahlen, stellten wir Wechsel auf die folgenden Jahre aus, die Schiffe segelten ab, und die Einwohner fiengen an, mit diesen Zetteln im Lande zu handeln, so daß sie über einen großen Strich von Madagaskar vertheilt wurden, oder auch lange in den Händen eines Einwohners blieben, der nach vier oder fünf Jahren erst bei Ankunft der Schiffe sich bezahlen ließ. Herr Laval, dem das begegnete, erzählte mir selbst diesen Umstand.

Ich

*) Die D. J. Gesellschaft läßt diese Krokodile mit Fleiß unterhalten, um das Ausreißen der Besatzung zu

Ich zweifle sehr, ob die Holländer diese Hülfswelle bei den Javanern finden würden, wenigstens bin ich überzeugt, daß die Eingebornen zu Malakka sie gern Hungers sterben ließen, um sie los zu werden.

Zehnter Abschnitt.

Von den Waffen der Madagaskarer, ihrer Art zu kochen, ihren Blasebälgen und Webereien.

Die eigentlichen Waffen der Madagaskarer bestehen in einer Art Wurfspeeße, die vier bis fünf Fuß lang sind. Sie haben auch Flinten, aber größtentheils nur um groß damit zu thun, indem sie dieselben nicht zu brauchen wissen. Sie sind dabei so furchtsam, daß sie eine Flinte beim Abfeuern gemeiniglich fallen lassen; und dieser Umstand setzt die Weißen bei ihnen in großes Ansehn. Ihre Wurfspeeße verstehn sie dagegen weit besser zu brauchen, und treffen damit auf eine Weite von zwanzig Schritten mit großer Genauigkeit und Schnelligkeit.

Einige wenige giebt es jedoch unter ihnen, die mit Feueergewehr recht gut umzugehn wissen, und wir hatten immer einige davon in Diensten, die uns mit Wildpret versehen mußten. So feige die Schwarzen auf Madagaskar auch sind, so tapfer werden sie, wenn man sie nach unsern Pflanz-



städten bringt. Sie müssen nur gut angeführt und unterstützt werden, so gehn sie muthig auf den Feind los, allein wenn man sie den Angrif allein thun läßt, so kommen sie bald in Unordnung. Hr. de la Bourdonnaie thaten sie auf seinem Zuge gegen die Engländer gute Dienste, und lernten mit den Kanonen sehr gut umgehn.

Es schien mir sehr merkwürdig, daß man auf Madagaskar gar keine Bogen und Pfeile kannte, die doch die gewöhnlichen Waffen aller wilden Völker, und so gar bei den Kaffern auf der Küste von Mozambique eingeführt sind, welche blos durch den Kanal von Madagaskar getrennt werden.

Das Eisen an den Wurfspießen am Meerbusen Antongil ist weit kleiner, als zu Fort Dauphin.

Die Madagaskarer essen sehr gern Fleisch, allein sie müssen sich darin vorzüglich zu Fort Dauphin sehr einschränken, da blos der König und die Oberhäupter Hühner und Rindvieh schlachten dürfen, welches mir um so viel sonderbarer vorkam, da die hiesigen Regenten wirklich dem Vieh selbst die Gurgel abschnitten. Der gemeine Mann bekommt blos Fleisch, wenn ihm diese, oder die Europäer etwas abgeben.

Zu Flacourts Zeiten hatten die Rohandrier allein das Vorrecht zu schlachten, und dies war vermuthlich der Grund, warum die Oberhäupter der Schwarzen es sich nach Vertilgung dieses

Volks anmaachten. Die Art, wie die Vornehmen ihr Fleisch zubereiten, ist mir unbekannt, allein das gemeine Volk hauet den Ochsen in kleine Stücke, worauf das Fell sitzen bleibt. Diese Stücke werden an einem hölzernen Bratspieß befestigt, welches schief gegen das Feuer zu in die Erde gesteckt, und von Zeit zu Zeit etwas umgedreht wird. Wenn es gar ist, so essen sie es nebst der ganzen Haut auf. Sie wissen die kleinsten Stücke mit vieler Geschicklichkeit unter sich zu theilen, und wenn noch jemand dazu kömmt, ehe sie alles aufgeessen haben, so theilen sie auch noch mit diesem das Uebrige.

Zu Foulpointe und am Meerbusen Antongil wird das Volk nicht so sklavisch gehalten, denn hier hat jeder wenigstens das Recht, seine eignen Hühner zu schlachten. Sie machen recht schöne Frikassée daraus, die sie Ro nennen, und wovon ich oft mit Vergnügen gegessen habe. Sie schneiden das Huhn in Stücke, lassen es mit Wasser, Salz, dem Saamen oder Blatte von Ravend-sara, einer vortreflichen Art von Gewürze kochen, bis das Fleisch mürbe und die Brühe dick und fett wird. Zugleich kochen sie dicken Reis, und wenn auch dieser fertig ist, werden Blätter vom Paradiesfeigenbaume, die über eine Elle lang, glatt und schön sind, statt des Tischtuchs auf den Boden gelegt. Auf der einen Seite desselben legt man ein Stück Geflügel, auf der andern den dicken
Reis

Reis, und setzt sich um dasselbe herum. Die Frauen, welche hier das Amt des Vorlegens haben, falten Stücke von der nämlichen Art Blätter sehr geschickt zusammen, und machen einen tiefen Löffel daraus. Ein jeder bekommt einen solchen Löffel, den er gut in Acht nehmen muß. Mit diesem Löffel nimmt man sich den Reis, mit der andern Hand (denn Gabeln giebt es hier nicht) ein Stück vom Huhne. Eine Frau füllt mit einem ähnlichen Löffel Fleischbrühe auf, und gießt sie in den Reislöffel, und so ist man eine Art von Reissuppe in Hühnerbrühe. Bei der Mahlzeit wird nicht getrunken, aber in dem Topfe, worin der Reis gekocht worden, und in welchem sich eine dicke Rinde anzusehen pflegt, wird unterdessen Wasser gekocht, welches man nach der Mahlzeit trinkt. Die Einwohner nennen dies Reiskwasser, Manu Pange, und halten es für sehr gesund. Mir kam es sehr unschmackhaft und unangenehm vor.

Die Schwarzen auf Madagaskar sind, wie ich schon erwähnt habe, sehr geschickt. Sie schmelzen Eisen und Silber, welches letztere sie auch zu schlagen, und Draht daraus zu ziehn wissen, wozu sie es vorher in kleinen irdenen Töpfen schmelzen. Ihre Blasebälge sind ungemein einfach. Sie nehmen zwei Stämme, und machen zwei Walzen daraus, die ungefähr einen Fuß im Durchmesser halten, und viertelhalb Fuß lang sind. Diese

beiden Walzen sind von einem Ende bis zum andern hohl, so daß bloß an dem einen Ende ein Boden sitzen bleibt, von welchem auf der Seite der Walze ein Loch gemacht wird. Diese beiden Walzen sehn also zwei Pumpenpfosten sehr ähnlich, und werden durch eine Fuge, die der Länge nach angebracht ist, an einander befestigt. Zwei eiserne, die ungefähr einen Fuß lang und einen Zoll dick sind, ragen unten an jeder Walze aus dem Seitenloche hervor, und stehn an dem andern Ende in einen großen Stein, in welchem zu dem Ende ein Loch ausgehöhlt ist.

In jeder Pumpe ist ein Stempel mit einem eisernen Ringe am Ende angebracht, die ein Schwarzer mit den Händen eins ums andre auszieht und einstößt. Diese sonderbaren Blasebälge geben sehr viel Wind.

Es wird zu Foulpointe eine Art Zeug aus Baumrinde gemacht, die man Vagne nennt, und zur Kleidung dient. Es giebt sehr feine darunter, und sie fanden auf Isle de France zu meiner Zeit starken Abgang. Die Mannspersonen lassen sich Kleider und die Frauenspersonen Unterröcke daraus machen. Die Schwarzen zu Madagaskar verstanden so gar die Kunst, gestreifte und bunte Zeuge von dieser Art zu machen. Nur ist es Schade, daß dies Zeug leicht krimpt und bricht, Ein Stück davon ist vier bis fünf Ellen lang und drei Viertel Ellen breit, und galt damals auf

Madagaskar drei Piaster, oder fünftehalb Thaler. Die Piaster waren aber damals so hoch im Kurse, daß drei fast sechszig livres Tournois galten, so daß ein Kleid von Pagne, das Machers Lohn eingerechnet, auf Isle de France aus der ersten Hand an hundert livres zu stehn kam. Kaufte man aber das Zeug auf Isle de France, so kostete ein ganzes Kleid auf hundert und fünfzig livres. Ein solches Kleid währte drei Wochen oder höchstens einen Monath, und dabei blieb es nur die ersten sieben bis acht Tage rein. Der große Mangel an Tuch, der damals auf Isle de France herrschte, zwang uns, unsre Zuflucht zu diesem Zeuge zu nehmen.

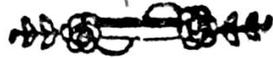
Die Pagnen wurden auf einem beweglichen Weberstuhl gemacht, der alle Morgen unter einem Schoppendach aufgestellt ward, das gegen die Sonnenstrahlen schützte. Des Abends werden sie losgespannt, und jeder Weber nimmt seinen mit nach seiner Hütte. Die Frauenteute beschäftigen sich blos mit dem Weben dieser Zeuge.

Dieser Weberstuhl ist dem zu Pondichern sehr ähnlich. Die Träger desselben bestehn aus Bambuslatten, welche auf kleinen Pfälen ruhn, die in die Erde gesteckt werden. Alle Fäden des Aufzuges sind an einem Ende des Weberstuhls fest an ein Querholz von Bambusrohr gebunden, das an den Latten befestigt ist, und ruhen in ihrer

ganzen Länge auf ähnlichen Querhölzern, die in gewissen Zwischenräumen auf den nämlichen Latten ruhn.

Statt des Schiffes bedienen sie sich eine Art hölzernen Nadel oder Pfeiles, die funfzehn bis achtzehn Zoll lang, und einen Finger dick ist. Diese Nadel ist ausgefugt, damit der Einschlag um dieselbe gewickelt werden kann. Ehe sie diese Nadel durch den Auftrag stoßen, wickeln sie einige Spannen von dem Einschlage los; wenn darauf der Faden und die Nadel durchgebracht sind, zieht der Weber ihn etwas an, untersucht ihn auf beiden Seiten, und bringt ihn, wenn etwas daran fehlt, in Ordnung. Hierauf nimmt er ein Linial, das ungefähr eine Elle lang und platt wie eine Säbelklinge ist. Dieses Linial vertritt die Stelle des Blattes, um den Zuschlag zu schließen. Sie führen dies Linial auf jeder Seite mit beiden Händen, und ziehen es immer rechts heraus. Nachher legen sie es mit einem Ende auf eine Querstange, die bei ihnen liegt, und mit dem andern Ende auf das Zeug, damit sie es immer bei der Hand haben.

Der Weber setzt sich auf einen niedrigen Schemel, und wickelt, so wie er fortarbeitet, den Zeug um ein viereckiges Stück Holz, welches mit dem Brustholze unser Weber überein kommt. An jedem Ende dieses Stückes ist ein Loch befindlich,



worin zwei starke am Ende mit Eisen beschlagene Pfähle passen, die immer stehn bleiben.

Der nämliche Faden, woraus das Zeug gemacht wird, dient ihnen ebenfalls zur Verfertigung des Kammes, wobei aber eine außerordentliche Geduld erfordert wird. Eben so mühsam ist das Zetteln und Ausfüllen des Zeuges. Denn diese Fäden, die aus einem Baume, den sie Raffia nennen, und der zu den Aloearten gehört, gemacht werden, sind höchstens eine Elle lang, und daher muß man sie an den Enden an einander knüpfen, welches sie so geschickt zu thun wissen, daß von den hundert tausend Knoten, die in einem Stücke sind, kein einziger zum Vorschein kömmt. So wie sie diese Fäden an einander knüpfen, machen sie große Knäuel daraus, um sie desto bequemer beim Weben brauchen zu können. Aus diesen Zeugen werden die Kleidungen der Eingebornen gemacht, die Kleider der Oberhäupter ausgenommen, welche sich das Zeug dazu von der Westküste kommen lassen, wo es aus einheimischer Seide gemacht wird. An beiden Enden sind diese letzteren Zeuge mit großen Saamen von einer Art Spinat besetzt, die an Franschen von Glaswerk hängen. Dies prächtige Kleid tragen sie aber nur an Festtagen; so zogen sie z. B. wenn wir sie besuchten, ihre Kleider von Rinde aus, und dafür die von Seide an, um uns desto anständiger empfangen zu können.

Man sieht leicht ein, daß nach meiner Beschreibung, die Weberei sehr langsam hier von statten gehn muß. Sie bringen auch wirklich bei einer Pagne von vier bis fünf Ellen, vier bis sechs Wochen zu, allein dies kann bei einem Volke, das von Natur träge ist, und nur wenig Bedürfnisse hat, auch ganz bequem geschehn.

Seit unsern häufigen Reisen nach Foulpointe tragen die Frauensleute wenig andre Zeuge, als die wir ihnen aus Indien bringen. Die meisten tragen blaue Zeuge, einige so gar gemahlte schöne Tize, wobei sie aber den Schnitt ihrer alten Kleidung immer beibehalten.

Ihre Häuser oder Hütten sind sehr niedlich und reinlich, vorzüglich am Meerbusen Antongil. Sie decken sie mit Blättern vom Paradiesfeigenbaume, und machen aus den Rippen und Stengeln dieses Blattes, die dicht an einander gelegt und an Latten befestigt werden, die Wände ihrer Hütte.

Das Zimmerwerk besteht aus großen Pfählen, die in die Erde gesteckt, und an welche die aus den Stengeln geflochtene Hürden befestigt werden. Das Dach wird auf die nämliche Art gemacht, nur bleiben an den Blättern die dazu dienen, die Rippen und Stengel sitzen. Dies ganze Gebäude hat ziemliche Festigkeit. Man muß in diese Häuser hinaufsteigen, indem der Fußboden gemeiniglich einen bis zwei Fuß über der Erde

erhaben ist. Der Fußboden besteht aus starken Hürden von Bambusrohr, und wird mit Matten belegt, welche gegen die Feuchtigkeit des Bodens nothwendig sind. Ich konnte mir einen solchen beweglichen Fußboden wegen meines Quadranten nicht machen lassen, und mir war er auch eben nicht nothwendig, da wir uns zu Antongil in der guten Jahreszeit aufhielten, und unsre Hütten auf trockenem Sande aufgeschlagen hatten.

Ein Haus kann in wenig Zeit gebaut werden. Will man ein ganz neues bauen, so sucht man sich in einem Dorfe das beste Haus aus, kauft es, und läßt es durch sieben bis acht Schwarze abnehmen, die es in weniger als zwei Stunden an einer andern Stelle wieder aufrichten. Wir ließen die Wände inwendig mit Matten ausschlagen.

Ich wohnte nach hiesiger Landesart immer sehr bequem und prächtig. Zu Fort Dauphin kostete ein solches Haus höchstens achtehalb Pfund Schießpulver. Zu Foulpointe und am Meerbusen Antongil konnte man es für ein schlechtes Schießgewehr bekommen, welches diese Leute schon als einen großen Schatz ansehen.

Elfter Abschnitt.

Von der Kleidung und dem Karakter der Madagaskarer.

Zu Fort Dauphin tragen die Frauensleute eine außerordentliche Menge Flechten auf dem

Köpfe, die höchstens die Dicke eines Federkiesels haben. An jeder Flechte wird ein Knoten gemacht, und das Ganze oben auf dem Kopfe rund und ordentlich zusammengelegt. Zwischen diese Knoten legen sie kleine Kränze von Glaswerk, welches sie von uns bekommen.

Foulpointe und der Meerbusen Antongil sind so weit von Fort Dauphin entfernt, daß die Einwohner nicht viel Umgang mit einander haben können, und daher sind ihre Sitten auch etwas von einander verschieden. So ist der Kopfschmuck der Frauen zu Foulpointe und Antongil weit hübscher und künstlicher. Sie machen Pyramiden oder große Flügel, die sie mit langen ebenholzernen Nadeln befestigen. Vorzüglich schmieren sie ihr Haar mit einem Oele, welches vermuthlich Kastoröl ist. Ich habe einige gesehen, welche ein hohes Gebäude von fremden Haaren, aber ohne Locken aufgethürmt trugen.

Es scheint unglaublich zu sein, daß es wirklich zu Foulpointe Frauen gibt, die fast einen ganzen Tag mit ihrer Frisur zubringen, die aber auch völlig einen Monat aushalten, wozu ihr von Natur krauses Haar auch viel beiträgt. Man findet auch Frauenspersonen, die eigentlich vom Frisiren Gewerbe machen. Zu Fort Dauphin waren der König und sein ganzer Hofstaat von beiderlei Geschlecht bei meiner Ankunft in Trauer, da sein Vater eben gestorben war. Sie hatten



alle ihr Haar abgeschnitten, und die Trauer hielt so lange an, bis das Haar wieder lang genug geworden war, um es einflechten zu können. Zu Fort Dauphin frisiren die Mannspersonen sich wie die Frauensleute. Sonst aber gehn sie ganz nackt, und tragen blos einen schmahlen Streif um den Leib, der ungefähr wie der Gürtel an einem Paar Hosen beschaffen ist. Hinten an diesem Gürtel wird ein zweiter Streif befestigt, den sie zwischen den Lenden durch ziehn, und vorn wieder an den ersten anheften. Diese Kleidung ist sehr bequem, und deckt ihre größte Blöße, welches auch bei einem Volke hinreichend ist, das wie die Hebräer keinen schmutzigen Ausdruck in seiner Sprache hat. In der kältesten Jahreszeit hüllen sie sich in ein Stück Pagne ein.

Die Ursache des größern Luxus und der größern Koketterie zu Foulpointe ist vermuthlich darin zu suchen, daß dieser Ort mehr von den Franzosen besucht, und auch mehr Handlung daselbst getrieben wird.

Die Frauensleute kauen ein sehr übel riechendes Kraut, das die Lippen, das Zahnfleisch und die Zähne während des Kauens schwarz macht, aber sonst zu ihrer Erhaltung viel beiträgt. Sie haben auch wirklich sehr schöne und weiße Zähne, aber dafür ist ihr Athem auch wieder sehr unangenehm, wenn sie eben von dem Kraute gekaut haben. Ihnen selbst ist dieser Geruch durch Ge-

wohnheit erträglich geworden. Zu Fort Dauphin bedienen sie sich dieses Krautes nur wenig, und waschen sich jedesmal den Mund gut aus, weil sie wissen, daß uns dieser Geruch unangenehm ist.

Ueberhaupt sehen die Frauensleute sehr auf Reinlichkeit an ihrem Körper, und baden sich des Tages einige mal in der See, in Flüssen oder Teichen. Eben dis thun sie gewiß jedesmal, wenn sie mit einer Mannsperson zu thun gehabt haben. Um ihre Kleidung hingegen bekümmern sie sich nur wenig und waschen sie auch nur sehr selten.

Sie rauchen eben so gut als die Mannspersonen und leihen sich ihre Pfeiffen eins ums andre. Wein trinken sie nicht, aber vom Brantewein sind sie große Liebhaberinnen, und lassen es sich gefallen, wenn man ihnen ein großes Glas voll anbietet.

Ihre Kleidung besteht aus dem Saimbu, einem Stücke Zeug, welches sie sich um den Leib vom Busen bis an das Knie schlagen; und aus dem Kanesu, einer Art Hemde, das aber nur den halben Busen und die Schultern bedekt. Zu Fort Dauphin, wo das Hemd Akarse genannt wird, tragen es nur die bejahrten Frauen.

Sie schätzen unsre Glasperlen sehr, und sehen auf ein Geschenk von dieser Art einen großen Wehrt. Sie tragen sie an den Handgelenken, an den Armen, den Beinen, und den Hals und den Kopf, und in den Haaren.

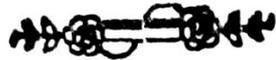
Ausserdem tragen sie zu Madagaskar auch große Armbänder, die sie nach Gefallen abziehen können. Sie tragen sie von Kupfer oder Silber, nachdem sie bemittelt sind, und drei an jedem Arme. Alle sechs wiegen ungefähr acht Loth.

Das Geld, welches sie von uns bekommen, dient ihnen vorzüglich zu diesem Behufe. Sonst machen sie auch Ohrringe und eine Art von Halsketten, die ihnen bis auf den Magen herabhängen. An diesen Ketten hängen silberne Zahnstöcher, Ohrlöffel und kleine Zangen, womit sie sich das Haar aus den Nasenlöchern und andern Theilen des Körpers raufen, wo sie es für überflüssig halten. Auf unsre Taschenspiegel setzen sie einen großen Behrt, und nehmen sie aufsorgfältigste in Acht. Unter den Mannspersonen giebt es auch einige, die Halsbänder tragen.

Die Madagaskarer sind überhaupt sehr gesprächig, und die Frauenspersonen vorzüglich einnehmend und zuvorkommend. Wenn man Schwarzen begegnet, so sagen sie gewiß zuerst: Finar tanao (guten Tag euch) wobei sie mit dem Kopfe nicken. Ich kam einmal in eine Hütte, wo ein jeder nur guten Tag sagte, ein Kind von acht bis zehn Jahren ausgenommen, welches mich aufmerksam betrachtete, worauf seine Mutter zu ihm sagte: Sis finar anni wasa, (es giebt keinen guten Tag mit diesem Weissen.) Dieses einnehmende Wesen macht die

leute auch bei den Europäern sehr beliebt, welches sie durch ihre Anhänglichkeit und Treue noch mehr verdienen. Sie sind die besten Sicherheitswachen, indem sie alle Anschläge, die gegen Europäer geschmiedet werden, diesen gleich entdecken, und sogar alles, was sie ohne Verdacht thun können, zu ihrer Sicherheit beitragen. Die Schwarzen sind daher auch sehr misstrauisch gegen sie, und verbergen alle solche Anschläge sehr sorgfältig vor ihnen.

Ich habe Betti, die Tochter des Tamsimilo, sehr genau gekannt, und von ihr die traurige Geschichte des Befehlshabers von St. Marie gehört. Sie war unstreitig eines der schönsten Frauenzimmer. Sie hielt sich seit etlichen Jahren zu Isle de France auf, wo sie eine Wohnung und einige Sklaven hatte. Sie trat die Insel St. Marie vermöge einer förmlichen Schenkung an die Franzosen ab, da sie fürchtete, daß ihr Bruder oder sein Gegner sie nicht in dem ruhigen Besitze derselben lassen würden. 1752 machte sie eine Reise dahin und nach Foulpointe, um ihre Mutter und ihre noch übrigen Sklaven abzuholen. Sie hatte so feine Sitten, als eine Französin, und verband mit ihrer Schönheit ein vortreffliches Herz. Sie befand sich auf dem Schiffe des Hrn. de Laval, als ich nach dem Meerbusen Antongil und nach Foulpointe reiste.



Es ist hier allgemein eingeführt, daß die Frauensleute sich den Europäern bei ihrer Ankunft anbieten, ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Hat man sich eine darunter ausgesucht, so hält sie sich für eine rechtmäßige Frau, beschenkt ihren neuen Mann mit Milch, Banaas und Pataten, welches Geschenk sie als eine Art von Kontrakt ansehen, wodurch beide Theile, wenigstens so lange der hiesige Aufenthalt dauert, mit einander verbunden werden.

Zwölfter Abschnitt.

Von der Beschneidung und dem Wallfischfange bei den Madagaskarern.

Die Madagaskarer haben keinen Tempel und keinen äußerlichen Gottesdienst, jedoch gibt es einige Spuren von der muhamedanischen Religion, wozu vorzüglich die Beschneidung gehört. Diese wird immer beim Vollmonde vorgenommen. Schon zu Hrn. Flacourts Zeiten war sie bei den Rohandriern üblich, und die Zerimonien waren denen fast völlig ähnlich, welche ich bei einer solchen Feierlichkeit am Meerbusen Antongil mit ansah. Man beschneidet hier Kinder vom ersten bis zum zehnten Jahre. Die Zerimonie wird mitten auf einem großen Plaze vorgenommen, auf welchem man einen Mastbaum von dreißig bis vierzig Fuß aufrichtet. Die Posten

dieser Feierlichkeit trägt das Oberhaupt des Dorfes. Man bringt dazu eine beträchtliche Menge Tok, ein aus Zuckerrohr bereitetes starkes Getränk zusammen. Die Lustbarkeiten dauern einige Tage, und die Nächte werden mit Tänzen und Zechen hingebracht.

Ich war bei einer solchen Feierlichkeit gegenwärtig. Ich befand mich mit einigen meiner Landsleute in einem vom Meere entfernten Dorfe, wo wir sahn, daß eine große Gesellschaft vor dem Hause des Oberhauptes tanzte. Kaum war uns dieser gewahr geworden, so brachte er uns selbst einige Küssen und Schemel. Er hohlte uns hierauf auf einen großen zinnernen Topf mit Tok, reichte ihn mir dar, ohne ihn loszulassen, setzte ihn an den Mund und trank daraus, und reichte ihn mir hierauf zum zweitenmale. Ein Dollmetscher, den ich bei mir hatte, sagte mir, daß ich durchaus trinken mußte, wenn mich auch noch so sehr davor ekelte. Ich that dis und gab den Topf dem Indier zurück, der einen zweiten Trunk daraus that. Dis Getränk schmeckt nicht übel, und würde noch vorzüglicher sein, wenn sie es nur gehörig gähren ließen.

Unterdessen führten sieben bis acht Schwarze einen sehr sonderlichen Tanz vor uns auf. Jeder hatte eine kleine eiserne Sichel mit einem eisernen Ringe am Ende in der Hand, durch welche wieder verschiedene andre eiserne Ringe gezogen wa-



ren. Diese Ringe machen beim Schütteln einen beträchtlichen Lärm. Der Tanz war, wie die Tänze der Wilden überhaupt beschaffen zu sein pflegen.

Während dieser Uebungen, welche die ganze Nacht dauern sollten, arbeiteten verschiedene andre Schwarze an Errichtung des Mastbaums und an der Grube, in welcher er stehen sollte.

Man brachte dem Oberhaupte eine irdene Schüssel mit Loh, goß sich etwas davon in die Hand, und schüttete es in die Grube. Hierauf ward der Mastbaum aufgerichtet, und das Oberhaupt besprengte mit dem übrigen Loh die Leute, welche dabei gearbeitet hatten. Oben auf dem Mastbaume war ein kleines Kreuz angebracht, wovon ein Arm gegen die aufgehende Sonne gerichtet war. Zwei Frauen tanzten gleich nach Errichtung des Mastbaums um denselben herum; und wurden bald von mehreren begleitet. Jede bekam ein großes Ochsenhorn mit Loh, woraus sie artige Züge thaten, und darauf fingen sie wieder an zu tanzen. Ich verließ sie hierauf, weil die Sonne untergegangen war.

Die Mütter, deren Kinder beschnitten werden sollen, nehmen sie des Abends vorher auf dem Rücken, und tanzen die ganze Nacht durch mit diesen kleinen Geschöpfen, ohne sich an ihr Schreien zu kehren. So wie die Sonne aufgeht, taucht man sie nackend in den nächsten Fluß.

Vom Flusse trägt man sie in vollen Tänzen und Singen, trotz alles ihres Geschreies, an den Fuß des Mastbaums, wo ein außerordentliches Gedränge war. Mir bezeigte man bei dieser Gelegenheit die Höflichkeit, mich bis zum Oberhaupte durchzulassen.

Sie drehen sich alle gegen die aufgehende Sonne, und einer von ihnen (vermuthlich der älteste) fängt an, zur Sonne zu beten. Hierauf werden alle Unbeschnittene von ihren Müttern herangebracht. Der Schwarze faßt nach dem Gebete die Vorhaut des Kindes, zieht sie etwas an, und bindet sie mit einem Faden aus Baumrinde. Hierauf legt er sie auf das Ende von einem dicken Bambusrohr, und schneidet sie mit einem Scheermesser über dem Bande ab. Vorher nimmt er etwas Loß in den Mund und spricht es nach der Operation auf die Wunde, welche dem ungeachtet über drei Wochen zu heilen braucht.

Am Fusse des Mastbaums war ein Ochs angebunden, dem man in die Kehle stach und nachher den Kopf abhieb, welcher oben auf den Mast nach Osten gesteckt wurde, und darauf bis zu der nächsten Feierlichkeit sitzen mußte. So fand ich das Jahr vorher am Meerbusen Untongil einen Pfahl mit einem trocknen Ochsenkopfe. Nach der Feierlichkeit hauet man den Ochs in kleine Stücke, und schmaust ihn auf, wobei die Lustbarkeiten noch wenigstens einen Tag fortdauern.



Vielleicht hat dis Aufstecken des Ochsenkopfes eine Bedeutung; allein ich habe nichts davon erfahren können. Eben so wenig konnte ich den Ursprung der Beschneidung auf Madagaskar ausfindig machen, da dies Volk keine Ueberlieferungen kennt.

Ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, die ziemlich gut französisch sprach, antwortete mir in Gegenwart ihrer Mutter, welche ich nach der Ursache der Beschneidung fragte: wenn die Männer beschnitten sind, so werden sie von den Frauen desto mehr geschätzt; die Unbeschnittenen hingegen werden verachtet, weil sie zu nichts taugen. Ein Schwarzer bekömmt auch wirklich nicht leicht eine Frau, wenn er nicht beschnitten ist, ungeachtet sie bei den Europäern nicht so schwierig sind.

Auch beim Wallfischfange äussern sie Spuren von Religion. Diese Fischerei ist so merkwürdig, daß ich sie etwas umständlich beschreiben werde.

„Flacourt sagt, daß Fischer von dem Wallfischfange ihrer Vorfahren erzählt hätten, allein jetzt gäbe es keine mehr, die Geschick oder Muth genug dazu hätten.“

Die Schwarzen zu Foulpointe besitzen heut zu Tage mehr Kühnheit, allein die, welche sich auf diese Fischerei legen, werden eben deswegen von ihren Mitbrüdern als Leute von Muth und Verstand vorzüglich geachtet. Aber auch diese muthigen Fischer wagen sich blos an Wallfische

von zwei bis drei Monathen, die höchstens 15 bis 20 Fuß lang sind.

Wer auf diesen Fischfang ausgehn will, bereitet sich dazu auf folgende Art. Er hält sich einige Tage hindurch zu Hause, ohne ein Wort zu sprechen; er hält dabei strenge Fasten und vermeidet allen Umgang mit seiner Frau. Die Fahrt selbst wird in Begleitung einer hinreichenden Anzahl Sklaven in einer Piroge von Brettern angetreten, die so gut dazu eingerichtet wird, als es irgend möglich ist. An den Mast binden sie einen kleinen Sack mit Wurzeln, Kräutern, Del, Fett. Da sie in diese Grisgri ein unbeschränktes Vertrauen setzen. Sie nehmen Lebensmittel auf einige Tage mit, ungeachtet sie sich nicht über drei Meilen von der Küste entfernen.

So lange der Mann abwesend ist, bleibt die Frau zu Hause, fastet, spricht mit niemand und hält die Hausthür gut verschlossen.

Der Fischfang selbst wird im vollen Gesange vollbracht, worin sie den Wallfisch anreden: „O Wallfisch, Wallfisch gib mir dein Kind, gib mir dein Kind, ich will dir Silber, Del u. s. w. schenken.“

Sie versprechen also, wie man sieht, mehr als sie halten können. Wenn der Wallfisch, den sie angeschossen haben, ihnen entgeht, so sagen sie, daß die Mutter desselben nicht zufrieden ist, weil sie ihnen keines von ihren Kindern hat geben



wollen. Kommen sie aber mit einem Wallfische zurück, so sagen sie das Gegentheil. Man sieht hieraus, wie furchtsam die Indier bei diesem Fange sind.

So bald sie einen Wallfisch angeschossen haben, stecken sie eine Flagge auf, um diese Nachricht ihrem Dorfe zu verkündigen, wodurch eine allgemeine Freude, vorzüglich im Hause des Anführers dieses Zuges verbreitet wird.

Das Ufer wimmelt bald nachher von Schwarzen, welche die Flagge mit der größten Aufmerksamkeit beobachten. Aber ihre Freude wird verdoppelt, so bald sie sehn, daß die Piroge auf das Ufer zu steuret, und dadurch den Tod des Wallfisches verkündigt. Sie tanzen am Ufer und stimmen ein Lied an, dessen Absatz immer mit den Worten wieder anfängt: „wir sind sehr froh, daß ein Wallfisch gefangen ist.“

Wenn die Piroge nahe genug am Ufer ist, so springen einige Schwarze durch die Wellen, und fassen das Tau, woran der Wallfisch geschleppt wird, und schleppen ihn völlig auf den Strand. Unterdessen setzt die Piroge ihren Lauf fort, als wenn sie seewärts einstechen wollte, sobald sie aber etwa hundert Klafter vom Strande ist, so kehrt sie mit vollen Rudern zurück. Der, welcher den Wallfisch geschossen hat, steht vorn mit der Harpune in der Hand, die er auf den Wallfisch am Strande wirft, so bald er glaubt, ihn erreichen

zu können. Der Anführer des Fischfanges empfängt von einigen Schwarzen, die ihm entgegen kommen, feierliche Glückwünsche, und einer davon nimmt ihn auf die Schultern und trägt ihn fort.

Da ich gern diese ganze Zerimonie mit ansehen wollte, so folgte ich ihnen nach. Er trug ihn ziemlich weit ins Dorf hinein, in eine Hütte, deren Thür er öffnete, und sie, nachdem er seine Bürde abgesetzt hatte, hinter sich zumachte. Meine Neugierde trieb mich an, auch das zu sehn, was im Hause vorging, allein der Träger sagte mir: „laßt diesen Mann in Ruhe, denn er ist bei seiner Frau.“ Ich ging daher nach dem Ufer zurück, wo die Schwarzen beschäftigt waren, den Wallfisch völlig aufs Trockne zu ziehn. Einige kochten schon Stücke von den Flossfedern, die sie abgehauen hatten. Der Wallfisch ward auf den Bauch gelegt, und man breitete vor demselben verschiedene Matten aus, um welche sich etwa ein Duzend Schwarze in einem halben Kreise mit ihren Gesichtern nach dem Wallfisch zu gerichtet, in den Sand setzten. Verschiedne andre, die mit langen Pfählen versehen waren, schlossen den Kreis, damit das Volk sich dem Wallfische nicht nähern sollte. Ich setzte mich zu den Schwarzen auf den Matten nieder, um den ganzen Vorgang weiter mit anzusehn.

Gleich darauf kamen einige andre Schwarze mit Blättern vom Paradiesfeigenbaume, welche



sie auf den Matten ausbreiteten. Noch andre brachten gekochten Reis, und zuletzt wurden auch die gekochten Flossfedern aufgetragen. Die Vornehmsten, welche auf den Matten saßen, machten eine ziemlich gleiche Abtheilung vom Reis, und legten zu jeder einige Stücke von den Flossfedern. Einer von den Haufen trat hervor, und salbte den Wallfisch mit Dehle, welches er ihm am Halse einrieb. Nachher legte er ihm ein Halsband von Kristallstücken und Glasperlen um, und setzte sich darauf wieder auf seine Stelle. Alles saß eine Zeitlang in tiefem Stillschweigen. Endlich nimmt einer vom Haufen das Wort, und hält eine Rede über den Fischfang. Beim Anfang der Rede ruft er dreimal aus: Gott! Gott! Gott! . . .

“Gott, fährt er fort, ist gut, weil er Wallfische zu fangen erlaubte; der Teufel hingegen ist böse, weil er uns aus allen seinen Kräften daran zu verhindern suchte. Die Wallfische sind ein gutes Ding, und es ist ein großer Beweis der Güte Gottes, daß wir einen gefangen haben, weil (ein Ort den er nannte) keinen fangen konnte.,, Hierauf rühmte der Redner den Anführer des Zuges: “Er war ein Mann von großem Geiste und Einsichten, weil er ein so großes und schlimmes Thier fangen konnte, und die Brigri, deren er sich bediente, mußten viel Kraft in seinen Händen gehabt haben.,, Der Redner beschloß damit, “daß, da Gott die erste Ursache

“des Wallfischfanges wäre, auch die Billigkeit
“erfordre, ihm ein Opfer davon darzubringen;
“auch müßte man dem Teufel etwas davon an-
“bieten, um ihn zu besänftigen, und ihn sich bei
“einem andern Fischfange günstiger zu machen.,,

Diese Rede, wovon mir das Wesentliche durch einen Schwarzen erklärt ward, der ziemlich französisch verstand, währte über eine Viertelstunde. Mitten in derselben drängte sich einer von unsern Matrosen durch den Kreis, stürzte sich auf den Wallfisch, und sah die ganze Gesellschaft an. Der Redner hielt ein, und befahl ihm wegzugehn, weil er ihn störte, allein der Matrose kehrte sich nicht daran. Einer von den Schwarzen bat mich, ich möchte doch diesem Menschen sagen, “daß er sie
“Gott reden ließe; ,, und auf meinen Befehl mußte er sich entfernen. Die Schlussworte der Rede waren: “Nehmt alle, weil Gott gut ist. ,, Es bedurfte auch keine Wiederholung, denn die Kinder stürzten sich hauffenweise auf die Speisen zu, und schafften sie in einem Augenblicke auf die Seite.

Der Wallfisch ward darauf getheilt, und in jede Hütte ein Stück davon geschickt, so daß ein jeder Schwarzer sein Theilchen davon bekam. Da ich mit vieler Geduld die ganze Zerimonie mit angesehen hatte, so hielt ich auch für billig, diesen Fisch zu kosten. Ich erhielt auch den folgenden Tag durch meinen Bedienten ein gekochtes Stück

von zwei bis drei Pfunden. Ich nahm einen Mundvoll davon, aber dabei ließ ich es auch bewenden, da ich meines Wissens nie etwas häßlicher gekostet habe. Ich behielt lange davon einen ranzigt öhlichten Geschmack im Munde, mein Bedienter hingegen ließ es sich ungemein wohl schmecken.

Dreizehnter Abschnitt.

Von der Schiffahrt und den Münzsorten der Madagaskarer.

Da die Madagaskarer keine andere Fahrzeuge als Pirogen haben, so erstreckt sich ihre Schiffahrt auch bloß längst den Küsten, und auf den Flüssen. Alle Abend gehn sie ans Land, und so bald irgend ein Sturm sie überfällt, so ziehn sie ihre Piroge auf den Strand, welches sie vorzüglich in einer Bucht, oder hinter Felsen zu thun suchen.

Sonst brauchen sie nicht die geringste Vorsicht. Sie setzen sich in ein leckes Fahrzeug, ohne ein Gefäß bei sich zu haben, womit sie das Wasser ausschöpfen könnten. Wenn das Fahrzeug voll Wasser wird, so retten sie sich damit auf den Strand, leeren es aus, und gehn wieder in See. Das Tau, welches das Segel, das gemeinlich von Pagne ist, trägt, wird mitten an eine Bank im Fahrzeuge angebunden, so daß der Wind allein

das Segel regiert, denn so bald es zu nahe an einem Bord ist, so wirft er es nach dem andern über. Sie sind nicht im Stande, dies Tau bei einem plötzlichen Windstöße schießen zu lassen, und daher muß das Tau reißen, oder das Fahrzeug geht zu Grunde, wenn es nicht stark genug ist, das Segel zu tragen. Es verunglücken auch zuweilen Fahrzeuge auf diese Art. Eine Reise von Foulpointe nach dem Meerbusen Antongil wird hier auch für eine weite Seereise gehalten. Wenn eine Piroge zur See auf die Seite schlägt, so sind sie eben so ruhig dabei, als wenn sich dies auf dem Meere ereignete, indem sie alle gut schwimmen können. Sie halten sich so lange im Wasser, bis sie die Piroge wieder umgeworfen haben. Das Wasser, das diese nothwendigerweise schöpfen muß, schaffen sie dadurch heraus, daß sie sich wechselsweise an die Enden des Fahrzeuges hängen, und sie wieder fahren lassen. Wenn noch etwas Wasser zurück bleibt, so schöpfen sie es mit den Händen, oder mit ihrer Pagane heraus.

Zu Foulpointe sieht man nur wenig Pirogen, und von diesen gehört noch dazu der größte Theil nach Antongil, wo man dagegen sehr viele antrifft. Die dortigen Einwohner treiben auch einen ordentlichen Handel nach Foulpointe und Lamatave. Zu Antongil giebt es auch einen Ueberfluß an schönem Holze, zu Foulpointe und



Tamatave hingegen ist es nur schlecht, wenn man es nicht tiefer im Lande aufsucht. Der Haupt-Handlungszweig besteht in Hariten, einer Art Blackfische, welche gedörrt, und südwärts bis nach Tamatave ausgeführt werden, wo die Einwohner sie sehr schätzen.

Es giebt zweierlei Arten Pirogen, die eine besteht aus einem einzigen Stamme, der durch Feuer ausgehöhlt und an den Enden zugehauen wird. Ich habe welche gesehen, die zweitausend Pfund hätten tragen und fünfzehn Personen fassen können. Diese Pirogen segeln sehr schnell, wenn sie gut gemacht sind. Die zweite Art besteht aus Brettern, und sind weit größer, als die ersten, indem sie auf zehntausend Pfund tragen können. Es werden sieben Bretter dazu erfordert. Das unterste ist das schmalste, und dient zum Kiel, von den übrigen werden auf jeder Seite drei angebracht. Sie werden mit hölzernen Nägeln, die durch die Dicke der Bretter geschlagen werden, und mit Baumrindenstricken an einander befestigt. Die Fugen werden ebenfalls mit einer Art Werg aus Baumrinde vermittelst eines Messers ausgestopft, aber nicht geteert. Ich habe einige recht gut gebaute Pirogen von dieser Art gesehen, die an beiden Enden sehr erhaben waren. Am Vordertheile ist ein Schnabel angebracht, der aus einem einzigen Stücke besteht. Man nimmt sonst noch einige andre Stücke von

Brettern, um den beiden Enden eine hübschere Gestalt zu geben.

Beide Arten von Pirogen werden nach vorne zu etwas schmaler, und haben folglich eine unfern Fahrzeugen ganz entgegen gesetzte Bauart. Sie mögen nun Grund dazu haben oder nicht, so ist doch so viel gewiß, daß diese Pirogen, vorzüglich die aus einem Stücke, bei stiller See es unsern besten Booten an Schnelligkeit zuvorthun.

Folgendes sind die Maaßen von einer Piroge von der zweiten Art.

	Fuß.	Zoll.
Länge des Grundbrettes, das zum Kiel dient	38	—
Breite desselben	1	1
Dies Brett wird an den Enden so schmal, daß seine Breite kaum zwei Zoll beträgt.		
Breite der beiden folgenden Bretter, die auf dem Kiele ruhn	2	—
Breite der beiden nächstfolgenden	1	6
Breite der beiden obersten	1	3
Länge derselben	35	—
Dicke der Bretter	—	20/22
Breite der Piroge zwischen den obersten Brettern	7	10
Breite zwischen den beiden Brettern unter diesen, wo die Bänke angebracht sind	7	—



Breite zwischen den zweiten Brettern,	Fuß.	Zoll.
wo sie an die andern stossen	—	4 8
Aushöhlung der Piroge	—	3 3
Höhe der beiden Faden vom Boden an	4	—

Der Bau einer solchen Piroge ist für diese Madagaskarer gewiß eine große Arbeit, da sie kein ander Werkzeug dazu haben, als ein drei oder höchstens viertel Zoll breites Beil. Sägen sind ihnen völlig unbekannt. Anfänglich hauen sie den Baum viereckigt zu, und theilen ihn darauf in zwei Balken, die sie so lange behauen, bis sie ihre gehörige Dicke bekommen haben. Auf diese Art bekommen sie mit großer Mühe zwei Bretter, welche sie noch auf einander reiben, um sie glatter zu machen. Sie brauchen also fünf Bäume zu einer Piroge, wenn anders der Baum nicht so außerordentlich dick ist, daß sich drei Bretter daraus machen lassen. Die Pirogen sinken nicht, wenn sie auch ganz voll Wasser laufen, wenn sie dabei nur nicht beladen sind. Die Schwarzen bleiben in diesem Falle bis an den Gürtel im Wasser stehn, und rudern mit ihren Paganen ans Land, so gut als sie können.

Es gibt zu Madagaskar keine besondere Münzarten. Zu Fort Dauphin nehmen die Schwarzen bloß runde Piaster; die andern nehmen sie eben so wenig, als unsre Sechs, Liverthaler, ohne irgend einen Grund von dieser Auswahl angeben zu können.

Zu Foulpointe hingegen sind runde und eckigte Piaster und Sechs-Liverthaler (aber sonst kein französisches Geld) gangbar. Sie theilen diese Münzsorten in Halbe und Viertel, indem sie dieselbe durchschneiden. Dies Geld dient ihnen auch noch dazu, Zierathe für Frauenzimmer daraus zu verfertigen.

Ausser dem Silbergelde brauchen wir auch noch die Art Gewehre, die wir Kaufgewehre nennen, beim Handel auf Madagaskar. Sonst bekam man tausend Pfund weissen Reis für ein Gewehr. Allein 1763 war er weit theurer, da durch den Krieg viel Reis verdorben war, indem der stärkere Theil das Getreide verbrennt, und ein Ueberfluß an französischen Waaren vorhanden war.

Am Meerbusen Antongil können sie auf keinen Absatz rechnen, und dadurch wird ihre natürliche Trägheit im Ackerbau vermehrt.

Zu Foulpointe handeln die Einwohner weit landeinwärts nach Süden und sogar bis auf die Westküste, und daher behalten sie die Waaren, welche wir ihnen zuführen, nicht lange, und können daher auch nicht so sehr damit überladen werden. Am Meerbusen Antongil ist hingegen nur die Küste bewohnt und fünf bis sechs Meilen landeinwärts ist das Land fast ganz wüste.

Die Gebirge werden von einer Art Wilden bewohnt, die mit den Bewohnern der Küste keine

Gemeinschaft treiben, sondern vielmehr ihre Erndten verwüsten, und folglich können diese auch auf keinen Absatz unsrer Waaren rechnen.

Hr. de Laval that dem Statthalter von Isle de France einen meiner Meinung nach sehr leicht auszuführenden Vorschlag, um einen großen Theil des Silbergeldes, welches wir im letzten Kriege dahin verschwendet hatten, wieder zu bekommen. Es sollte nämlich in zwei bis drei Jahren bloß Brantwein, den die Eingebornen sehr lieben, dahin geführt, und bloß für baares Geld an sie verkauft werden.

Der Ueberfluß vom Gelde auf Madagaskar würde für uns nicht so nachtheilig sein, wenn wir eine ordentliche Niederlassung auf dieser Insel hätten, durch welche wir einen Handel mit der westlichen Küste, und von dort aus mit den Arabern eröffnen könnten. Es würde gar nicht nöthig sein, bis nach Mocha zu gehn, da schon die Insel Ansjuan (Johanna) von Arabern bewohnt und von denen am rothen Meere der Handlung wegen besucht wird. Uusserdem würde die Vaterlandsliebe, welche den Franzosen so eigen ist, ungeachtet sie sonst der Errichtung einer dauerhaften Kolonie sehr zuwider läuft, doch den Vortheil haben, daß das Geld nicht zu Madagaskar sich anhäufen könnte, da alle, die sich durch Handlung ein hinreichendes Vermögen erworben, dasselbe nach Frankreich

Bierzehnter Abschnitt.

Von einigen madagaskarischen Ausdrücken.

Wenn man den Charakter eines Volkes nach dem sanften Klange seiner Sprache beurtheilen kann, so ist es nicht möglich, daß die dortigen Einwohner so grausam sein können, als man sie sonst zu beschreiben pflegte.

Alle Namen haben, wie ich schon oben erwähnte, ihre Bedeutung. Ich will hier zur Bestätigung noch einige Beispiele anführen. So heißt Wola, Silber; fara schön, und Wola-fara, schönes Silber, ist ein Weiber-Name. Ra heißt etwas, und der Frauenname Ra Wola, etwas von Silber. Sua bedeutet gut, und daraus entsteht ebenfalls der Frauenname Ra sua. Madiu heißt weiß, und macht den Frauennamen Ramadiu. Cala heißt ein kleines Mädchen, und hieraus entstehn die Namen, Cala Wola, kleines Silbermädchen, und Cala fara, kleines gutes Mädchen.

Diese und viele andre ähnliche Namen, die ich der Weitläufigkeit wegen nicht anführen mag, sind doch wohl eben keine Beweise von Wildheit.

Finar oder Salama oder Salam *) bedeutet guten Tag; tanao, euch oder der.

Wenn ein Schwarzer einen anredet, so fängt er gemeiniglich mit Salama an, welches zu Fort Dauphin

*) Eigentlich ist Salâm Friede, der gewöhnliche arabische Gruß. L.



Dauphin allein üblich ist. Zu Foulpointe, St. Marie und am Meerbusen Antongil ist finar gebräuchlicher. Finar tanao heißt also so viel, als guten Tag dir.

Die Frauen wünschen einen eigennützigern guten Tag. Sie bedienen sich nämlich des Ausdrucks Salama wola, gebt mir Geld für einen guten Tag, oder wünscht mir einen guten Tag vermittelt eines Geschenkes. Oder sie sagen auch Salama faimbu, schenkt mir ein Saimbu zum guten Tage. Ein noch höflicher Ausdruck, der immer ein Zeichen von großer Achtung ist, heißt finar fara, guten Tag gut.

Acor-cabar, was für eine Neuigkeit? Sis, nichts oder nein; Sis-cabar, nichts neues. Wenn man jemand fragt, wie er sich befindet, so ist die Antwort Pola-fara, wie eine gute Sache.

Sie haben kein Wort für Meer insbesondrer, sondern bedienen sich für alle Arten von Wasser, und selbst für Flüsse des Ausdrucks Ranu; das Beiwort drückt die Art des Wassers aus.

Ranu allein bedeutet süß Wasser. Das Meer nennen sie daher Ranu-masse, gesalzen Wasser; Masse-Ranu hingegen heißen die Flüsse, in welche das Meer tritt. Es gibt zu Foulpointe einen Fluß, der aus diesem Grunde Massiu-ranu heißt. Entschieden weiß sich auch auf

Flüsse. Ranu-futschì bedeutet weißes Wasser, und am Meerbusen Untongil gibt es einen angenehmen Fluß, der diesen Namen führt. Ein anderer Fluß zu Foulpointe heißt, Pafembola, Silberstrand. Aus Ung, Fuß, und bè, groß, machen sie Ung-bè, den Namen eines Flusses zu Foulpointe. Aus bè und maru, viel, machen sie einen Superlativ, der viel, groß, oder eine große Zahl anzeigt.

Wenn sie noch etwas mehr andeuten wollen, so dehnen sie das bè sehr lang. So bezeichnen sie auch die Superlative dadurch, daß sie die erste Silbe des Adjektivs sehr ausdehnen.

Rat-schi heißt böse, wollen sie nun etwas sehr böses anzeigen, so halten sie die Silbe Rat wenigstens zwei Sekunden lang aus.

Aombè heißt Ochse; aus diesem Worte und maru, viel, hat ein Dorf bei Foulpointe den Namen Maruaombè bekommen, weil dort wirklich eine Art Viehmarkt gehalten wird. Wafa heißt ein weißer Mann. Sangan allein ausgesprochen bedeutet steh auf. Sangan, fangan hingegen heißt herumgehen. Ich muß hier noch anführen, daß sie keinen andern Modus haben, als den Infinitiv, so heißt; mangüi, schweigen, schweig, oder willst du schweigen; wese, schwimmen, rudern, und schwimm, rudre.



Die Namen der Oberhäupter sind eben so bedeutungsvoll, als die Frauennamen. So habe ich einen gekannt, der Maudine, der tanzt, und einen der Mahertombe, starker Mann, hieß.

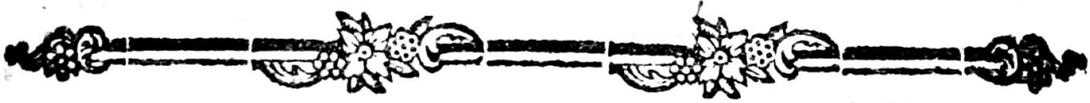
Es giebt viele Wörter, von denen sie die letzten Silben fast ganz verschlucken. So sprechen sie Ranu fast wie Rân aus, und man merkt diesen Unterschied nur, wenn sie langsam einzelne Silben aussprechen müssen. Diese leichte Aussprache rühren zum theil von ihrer sanften Sprache her. Cala wola wird wie Câl wôl, Ravola wie Ravôl ausgesprochen. Man sieht hieraus, wie sehr die Aussprache von der Schreibart verschieden sein würde.



Le Gentils
Beschreibung von den Inseln
de France und Bourbon.



Aus dem Französischen.



B e s c h r e i b u n g

von den Inseln

de France und Bourbon.



Ich werde mich in diesem Theile meiner Reise-
beschreibung nur größtentheils bey physikali-
schen Gegenständen aufhalten, ohne mich sehr auf
politische einzulassen, wozu ich nicht im Stande
bin, da ich mich nur neun bis zehn Monate unter
der neuen königlichen Verwaltung, der sie von
der D. J. Gesellschaft übergeben worden, dort
aufgehalten habe.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Eintheilung von Isle de France
und von den dort herrschenden Winden.

Diese Insel hat ungefähr fünf und dreißig
Meilen im Umkreise, und ist sehr bergigt.

Der nordliche Theil, welcher der flachste ist,
begreift die Quartiere des langen Berges, der
Pompelmusse, welches das niedrigste von allen ist;
der Kallebassen; das Quartier Piton, welches
aus einem kleinen Berge besteht; Willebagne,
welches sehr hoch liegt; das Quartier des Wall-



flusses (riviere du rempart), und das Quartier Flacq ostwärts, oder unter dem Winde der Insel.

Der südliche Theil begreift die Quartiere der neuen Entdeckung von Moka, der Ebenen von Willems, des kleinen Flusses, und das Soldatenquartier (militaire) unter sich. Während meines dortigen Aufenthalts wurden zwei neue Quartiere, das von Bassin des Forges und das von Cambresis eingerichtet. Das letztere ward vom Statthalter und hohem Rathe den Offizieren des Regiments Cambresis abgetreten, das damals auf Isle de France in Besatzung lag.

Nach meinen Beobachtungen waren die Quartiere Pompelmusse und Flacq die schönsten und fruchtbarsten. Das Quartier Flacq liefert viel schönes Reis und schönes Getreide. Das Quartier der Pompelmusse liefert das beste Getreide, das beste indische Korn, und den besten Maniof. Der lange Berg (la montagne longue) liefert ebenfalls schönes indisches Korn und Maniof im Ueberflusse.

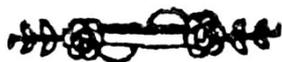
Die Ebenen von Willems werden in die hohe und niedrige eingetheilt, wovon die letztere am Meere liegt, und am fruchtbarsten ist. Die Höhe erstreckt sich bis in die Mitte der Insel, wo das Erdreich nicht von so guter Beschaffenheit ist.

Das Quartier Moka liegt hoch, aber ist dennoch so eben, und wird von einigen Flüssen und Kanälen durchschnitten. Es war aber nur schlecht

angebaut, ungeachtet man vermittelst des hier so häufigen Wassers viel hätte ausrichten können.

Von den Ebenen Willems bis zum Quartiere du Bassin des Forges geht man anderthalb bis zwei Meilen, ohne einen Bach anzutreffen. Dagegen giebt es viele Felsenbänke, und hin und wieder dünne schlechte Gehölze, so daß der größte Theil dieses Quartiers wohl nie sich zum Anbau schicken wird. Im Quartiere du Bassin des Forges giebt es einige Striche von gutem Erdreich, und das Wasser des dortigen Flusses ist sehr schön; allein dies Quartier ist der Dürre hauptsächlich in dem am Meere belegenen Theile sehr ausgesetzt. Das Wasser ist in diesen Gegenden die Seele und das Leben der Pflanzen, die selbst auf dem Sande und mitten aus dem Felsen hervorkommen, wenn ihnen die Natur nur dies Nahrungsmittel nicht versagt.

Der übrige Theil der Insel, nebst dem großen Hafen, wo man ebenfalls, ungeachtet des guten Erdreichs, ein unbedeutendes Quartier antrifft, sind mir nicht bekannt. Es war dort der Hauptort der Holländer, als sie diese Insel noch im Besiz hatten. Ich glaube, man hätte ihnen hierin folgen sollen, da sie überhaupt bei Anlegung ihrer Kolonien eine sehr gute Auswahl zu treffen pflegen. Der ganze übrige Theil der Insel ist unangebauet, und zum Theil mit Holz bedeckt. Der Hauptort auf der Insel ist der kleine



Hafen, oder Port Louis, der auf der Nordwestseite liegt.

In allen diesen Quartieren findet man nichts merkwürdiges, die Schmelzöfen von Pompelmus und die Zuckersiederei zu Villebagne etwa ausgenommen. Jene kosten ungeheure Summen, ohne daß der geringste Vortheil daraus geschöpft wäre, und die Zuckersiedereien lieferten nur wenig Zucker, der dazu noch schlechter und theurer war, als der indische.

Man bemerkt vier Jahreszeiten auf Isle de France. Die erste stellt sich im Mai mit Südwestwinde ein, und ist mit häufigen Regengüssen verknüpft, die gemeiniglich den Wachsthum des Getreides sehr befördern, aber zuweilen demselben auch sehr schädlich sind. Die zweite Jahreszeit fängt im September oder Oktober mit Nordwestwinde an, und ist mit großer Dürre verbunden. Die Sonne, welche sich in dieser Jahreszeit dem Scheitelpunkte der Insel nähert, erhitzt den Luftkreis ausserordentlich, und zieht die heftigen Plazregen und Orkanen nach sich, die gewöhnlich im Dezember anfangen. Die dritte Jahreszeit dauere ungefähr bis zum März, in welchem Monate sich die vierte und trockne Jahreszeit anfängt, die wohl über sechs Wochen dauret.

Die Eintheilung des Jahres hat auf den Landbau einen sehr wichtigen Einfluß. Eigentlich

Südsüdostwinde und die Jahreszeit der Nordnordwestwinde. Die beiden Zwischenjahreszeiten vom April und November rühren blos von den Veränderungen her, welche der Uebergang des Südöstlichen in den Nordöstlichen natürlicherweise verursachen muß. Die Südostwinde sind stark und heftig, aber die Schiffe brauchen sie eben nicht sehr zu fürchten, denn wenn sie einen gewissen Grad erreicht haben, so bleiben sie darauf stehn, ohne stärker zu werden. Die Nordostwinde hingegen sind schwach, mit untermischten Windstillen. Dies ist die so genannte Regenzeit, oder der hiesige Winter, ungeachtet die wärmste Witterung in denselben fällt. Man nennt sie Winter, weil die Schiffe in derselben sich nicht leicht aufs Meer wagen, weil man nur auf einem sehr großen und mühseligen Umwege nach Indien kommen kann.

Der Südostwind ist zwar sehr gesund, allein er hindert den Wachsthum sehr, vorzüglich an freien Stellen. Daher kommen Fruchtbäume auch im Quartiere der Pompelmusse so schwer fort, weil dies Quartier fast ganz wüste und von Bäumen entblößt ist. Die Orangen- und Zitronen-Bäume leiden am meisten vom Südostwinde, und haben am meisten Schutz nöthig. Man hat bemerkt, daß die, welche in Wäldern stehn, vortreflich gedeihen, dahingegen andre in den Ebenen nicht fortkommen. Man sieht den Schaden, den



dieser Wind den Bäumen zufügt, auch schon daraus, daß sie auf der Seite, welche demselben ausgesetzt ist, keine Früchte tragen. Es giebt auch Bäume, die nur einen halben Schopf haben, indem die andre Hälfte vom Winde erstickt wird; ein Umstand, den man in der Ferne kaum gewahr wird, wenn die Bäume einigermaßen Schutz haben. Die Tamarindenbäume sind nicht so zart, sondern bieten den rauhen Winden Troz, und daher würden sie einer Baumschule sehr gut zum Schutze dienen. Nur Schade, daß man die Anpflanzung dieses nützlichen Baumes bisher auf Isle de France sehr vernachlässigt hat, wo er ohnehin nur sehr langsam aufwächst.

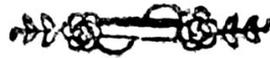
Am Vorgebirge der guten Hofnung sichern die arbeitsamen Holländer ihre Fruchtbäume dadurch gegen diesen Wind, daß sie ihre Gärten in Vierecke durch Schößlinge von Eichen eintheilen.

Wegen des langsamen Wachsthumes der Bäume pflanzen die Einwohner auf Isle de France Bambusröhre, welche sehr schnell fortkommen, aber den Gärten schädlich werden, indem sie ihre Wurzeln weit um sich herum ausbreiten. Diese Wurzeln laufen so sehr längst der Oberfläche der Erde hin, daß oft auf zwölf, ja gar zwanzig Fuß in der Rinde um das Bambusrohr nichts wächst. Man sucht zwar diesem Uebel dadurch vorzukommen, daß man am Fuße der Hecke einen zwei bis drei Fuß breiten

der aber den Bambusrohren sehr schadet, die dadurch viel von ihrer Kraft verlieren, und den Wind nicht so gut brechen können. Ausserdem wachsen sie auf trockenem Boden auch sehr schlecht, und können alsdann ebenfalls wenig gegen den Wind helfen.

Die Nächte sind auf Isle de France fast immer sehr schön, hauptsächlich in der Jahreszeit der Nordostwinde. In dieser Jahreszeit geht die Sonne fast immer sehr schön auf. Gegen zehn Uhr ziehen sich einige kleine unbedeutende Wolken zusammen, die keine Bewegung zu haben scheinen, bis einige Regentropfen fallen, auf welche bald ein allgemeiner Regen folgt. Der Himmel überzieht sich augenblicklich mit dicken Gewölken, ohne daß man sieht, woher die Wolken kommen, und der Regen wird oft in wenigen Minuten so heftig, daß man kaum hundert Schritt vor sich sehn kann. Dieser Regen dauret ungefähr zwei Stunden, und entsteht blos, wenn auf Seewinde eine Windstille folgt. Die Dünste steigen alsdann aus dem Meere auf, und bleiben an den Bergen hangen.

In der Jahreszeit des Südostwindes hingegen fällt oft gegen Abend ein feiner Regen, wenn gleich der Himmel völlig heiter und sternklar ist. In dieser Jahreszeit sieht man auch oft im Grunde des Hafens Regenbogen, welche der Mond bildet; eine Erscheinung, die zu Paris sehr selten ist.



Zweiter Abschnitt.

Physikalische Erdbeschreibung der Insel.

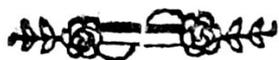
Beim ersten Anblicke sollte man glauben, daß diese Insel irgend einem heftigen Erdbeben ausgesetzt gewesen sein müsse, und daß die Steine, die man auf der Oberfläche derselben antrifft, von einem feuerspeienden Berge auf derselben ausgeworfen werden. Allein Hr. von Buffon hat mich in seiner Theorie der Erde überzeugt, daß sich aus dem blossen Anblicke der Oberfläche nichts bestimmen lasse, und daraus habe ich den Ungrund dieser zu Isle de France allgemein angenommenen Meinung einsehn gelernt.

Als man die erhabnen Wege durch die Klüfte beim Eingange von Moka und den Ebenen von Willems anlegte, so mußte man an den daran stossenden Anhöhen das Erdreich zwölf bis fünfzehn Fuß hoch abstechen, um damit diese Wege bedecken zu können. Ich beobachtete an dem Durchschnitte dieser Anhöhen eine röthliche Erde, die ohne alle Ordnung mit Steinen von verschiedener Größe angefüllt waren, die dabei fast alle eine runde Form hatten. Diese Steine hatten noch keine sehr große Festigkeit, und ließen sich reiben. Das Korn, woraus sie bestanden, war eben so beschaffen, wie bei den harten Steinen, die man bei andern Gruben auf dieser Insel findet. Die Steine selbst waren mit einer harten

Rinde von der nämlichen Farbe überzogen, wie die Erde, worin sie lagen. Alle Erdarten auf Isle de France enthalten eine Menge von diesen Steinen, die aber hart sind. Einige darunter haben eine ungeheure Größe. Wenn man diejenigen wegnimmt, welche wirklich auf der Oberfläche der Erde liegen, so bringt der Regen doch bald neue zum Vorschein, hauptsächlich in abschüssigen Gegenden, wie die Ebenen von Willems.

Ich schloß daher, daß diese Steine sich in der Erde bildeten, und darin abhärteten. Bei genauerer Untersuchung fand ich, daß sie zu einer Art Quarz gehörten. Sie sind so hart, daß man sie bloß mit Pulver sprengen, oder mit dem Hammer bearbeiten kann. Dabei sind sie voller Löcher, die aber nicht tief eindringen, und mit einem Anschuß von Krystallen angefüllt sind.

Ich ging bis an die Quelle des Wallflusses hinauf, der aus dem Gipfel eines wenigstens zweihundert Klafter hohen Berges entspringt. Die Gehölze, welche unten am Berge ziemlich groß und schön sind, werden immer lichter und niedriger, je höher man hinauf kommt. Ganz oben giebt es bloß Stamm-Enden von abgehauenen Bäumen mit einigen untermischten Gesträuche, unter welchen der Fluß entspringt. Er entsteht mit einem kleinen Wasserfalle, der einige Fuß tief in ein hübsches Becken herabfällt. Die Quelle kömmt aus einer wagrechten Felsenbank



hervor, welche auf einer dicken Lage grauer und fetter Erde ruht, welche so fest an einander klebt, daß sie sich mit einem Messer schneiden läßt. Man könnte große Klumpen daraus bilden, allein sie wird an der Luft nicht härter. Inwendig ist diese Erde mit einer ungeheuren Menge kleiner schwarzer Punkte angefüllt, die wie Kohlen aussehen, aber wahrscheinlich eisenartig sind.

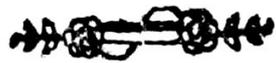
Im Thale am Fuße dieses Berges findet man sehr schöne Bausteine, welche von der nämlichen Beschaffenheit zu sein schienen, wie die Erde auf dem Gipfel. Sie sind inwendig auf die nämliche Art durchlöchert, und mit den nämlichen schwärzlichen Theilen angefüllt, woraus ich schließen mußte, daß diese Steine in der Erde dieses Berges entstanden, und ehemals eben so mürbe waren, als die oben erwähnte Erde. Vermuthlich wurden sie durch Regengüsse losgerissen, und in das Thal gespült.

Am Fuße der Berge von Villebagne fand ich auf kleinen Hügeln an einem Wege, der nach dem kleinen Thale Nicoliere führt, in Furchen, welche der Regen gemacht hatte, ausgespülte Steine, die nur die halbe Härte besaßen. Sie wogen zwei bis drei Pund, und ließen sich leicht zerbrechen, da sie ohnehin durch den Zugang der Luft schon geborsten waren. Sie waren inwendig und auswendig mit bläulichen Flecken von ver-

Die Steine, welche man in allen Flüssen auf der Insel in so großer Menge antrifft, haben ihre Entstehung vermuthlich der nämlichen Ursache zu danken. Sie liegen in Haufen über einander, und hindern den Lauf der Flüsse sehr.

Während meines Aufenthalts auf dieser Insel, der fünf bis sechs Jahre dauerte, sah ich die Betten von Bergwassern entstehen und ansehnlich größer werden, ungeachtet sie nur während des großen Regens Wasser hielten. Die jetzigen Flüsse haben sich auf die nämliche Art ihr Bett ausgehöhlt. Sie spülen anfänglich die Erde fort, und wie der Regen noch dazu kam, so verlohren die größern Steine immer mehr ihre Haltung, und sanken auf den Boden nieder, da unterdessen die kleinern bis zu der Mündung der Flüsse fortgeschleppt wurden.

Man bemerkt dies an vielen Stellen auf der Insel, hauptsächlich aber im Flusse der Pampelmusse, wenn er aus Villebagne herauskommt, welches ein platter Hügel ist, der ziemlich hoch über dem Quartiere der Pampelmusse hervorragt. Dieser Fluß hat auf einer Strecke von einer guten Viertelmeile sehr hohe und steile Ufer, nebst einem Fall von vierzig bis fünfzig Klaftern, welches auf eine so kleine Strecke viel sagen will. Das eigentliche Bett des Flusses liegt sechszig bis achtzig Fuß unter den Feldern, und ist wie bei allen andern dortigen Flüssen mit unzähligen Steinen



angefüllt, die durch ihre Schwere herabrollten, da die Erde, worin sie ihre Haltung hatten, weggespült wurde. Unten an diesen fürchterlichen Ufern ist der Fluß oft nicht über zehn Fuß breit, an Stellen wo seine obere Breite dreihundert Fuß beträgt. Auf beiden Seiten sieht man eine Menge halb losgespülter Felsenstücke, wovon einige schon so frei hängen, daß sie augenblicklich herunterzustürzen drohn. Neun Monat im Jahre kann man trocknes Fußes durch diese Flüsse kommen, wenn man von einem Felsenstücke auf das andre tritt.

Ausser diesen Steinen, die sich in der Erde von Isle de France bilden, findet man an vielen Stellen wagerechte Lagen, die fast lothrecht durchschnitten und deren Spalten mit einer harten eisenhaltigen Erdrinde überzogen sind. Dies ist der beste Beweis, daß die Insel nicht durch ein Erdbeben umgestürzt worden. Diese Lagen sind von verschiedner Dicke, welche oft acht bis zehn Fuß, aber nur selten mehr betragen. Eine sehr dicke Lage findet man auf einer ziemlichen Strecke unten im Flusse, der zwischen der Enge und den Ebenen von Willems hinfließt. Vor dieser Felsenlage stürzt sich der Fluß sechzig Fuß tief herab, und macht einen herrlichen Wasserfall. Der Fluß von den Ebenen von Willems hat einen ähnlichen Fall, wie der von der Enge (reduit) und der Fluß von Moka. Nach diesen drei

Wasserfällen, welche man fast in einer Linie auf einem Raume weniger als einer halben Meile antrifft, fallen diese drei Flüsse in einen zusammen, und bilden den so genannten großen Fluß.

Ich stieg an diesen drei Wasserfällen hinab, und untersuchte genau das Erdreich auf beiden Seiten, so wohl längst den drei Flüssen insbesondre, als auch an der Stelle, wo sie sich in den großen Fluß vereinigen. Die Felsenlagen auf beiden Seiten stimmen genau mit einander überein, und sind acht bis zehn Fuß dick. Sie haben auch weiter keine schiefe Lage, als die, welche von der Erde, worin sie ruhn, herrührt. Man findet in diesen Flüssen drei bis vier solche Felsenlagen über einander, die durch Erdlagen von gleicher Dicke von einander getrennt werden, in welchen man wider eine Menge von solchen Steinen antrifft, als es auf der Oberfläche der Insel giebt. Diese drei Erdlagen stimmen ganz genau an den gegen einander überliegenden Ufern der drei Flüsse, als auch an den Spitzen, wo sie sich mit einander vereinigen, mit einander überein.

Man sieht noch ein sehr auffallendes Beispiel von diesen wagrechten Felsenlagen auf der Ebene, die vom Hafen nach der königlichen Batterie zuführt. Diese Ebene ist vom Fuße des Berges der Entdeckung an mit Steine bedeckt, und hier hohlte man zu meiner Zeit auch die Bausteine her. Diese Steine sahn als ausgeworfene Steine

aus, aber bei genauerer Untersuchung fand ich, daß es Reste von Steinbrüchen waren, die jetzt längst der Oberfläche der Erde hinlaufen. Sie haben wagerechte Lagen von abwechselnder Länge und Breite, wovon einige sich nur auf fünfzig bis sechszig Schritt erstrecken, und ruhen auf einem Grunde von rötlichem Sande. Die Steinlage, welche diesen Steinbruch bildet, hat fünf bis sieben Fuß in der Dicke, und ist durchgehends gespalten. Die Spalten selbst laufen vertikal, und sind völlig unregelmäßig. Einige laufen in krummen oder schiefen Linien, alle aber passen so genau an einander, als wenn sie zusammen geschliffen wären. Die platten sind ungefähr zwei bis drei Finger breit, und mit einer eisenhaltigen Materie angefüllt, die man für einen Kitt halten sollte, der ausdrücklich dazu bestimmt war, die ganze Masse zusammen zu halten.

Auf der nämlichen Ebene sieht man auf dem Wege nach dem Hasen zu Mofa oben an dem rechten Ufer, des ersten Flusses, den man antrifft, einige hundert Schritte vom Rande desselben eine wagerechte Lage von großen Felsen, die ungefähr fünfzig Klafter lang ist, und aus zwei Reihen großer auf einander liegender Felsenstücke besteht. Man sollte beim ersten Anblicke glauben, daß sie durch Kunst auf einander gelegt, und zur Grundlage eines großen Gebäudes bestimmt worden wären. Diese beiden Felsenlagen sind senkrecht

durchschnitten, und die Spalten scheinen ehemals mit einer Art von Kutt angefüllt gewesen zu sein. Diese Felsenlage war sonst gewiß eben so mit Erde bedeckt, wie die, welche man auf der benachbarten Ebene zwischen dem Hasen und dem großen Fluße antrifft. Wegen ihrer erhabnen Lage konnten die Regengüsse leichter die Erde von derselben wegspülen, und in die benachbarte Bergströme schwämmen. Ich würde nie zu Ende kommen, wenn ich mich bei allen wagerechten Steinbrüchen auf Isle de France aufhalten wollte. Von den Eisenwerken nach der Schildkrötenbucht ist die Hälfte des Weges vom Meere an gerechnet, welche eine Meile beträgt, eine schreckliche Wüste. Man findet ein trocknes, dürres steinichtes Erdreich, mit hin und wieder zerstreuten wagerechten Steinlagen längst der Oberfläche der Erde. Von einigen ragen bloß die Spitzen hervor. Eine Menge ähnlicher Stellen widersprechen der Meinung, daß die Insel bloß ein unordentlicher Haufen von auf einander aufgethürmten Stoffen sei.

Am Ballflusse findet man auf dem Wege, der nach Glacq führt, ungefähr drei Meilen von Port Louis eine schlechte 1770 angelegte Brücke. Bei dieser Brücke fängt eine Felsenlage an, die weit auf den Weg von Glacq hinaufläuft. An der Brücke macht der Fluß einen Bogen, mit einer Halbinsel. Rechter Hand nach Glacq zu wird die Felsenlage durch den Lauf des Flusses



durchschnitten, der an der Brücke nicht über fünf und zwanzig bis dreißig Fuß breit ist, so daß dieser Felsen das Ansehn hat, als wenn er ausdrücklich ausgehauen wäre, um den Fluß durchzulassen. Mir schien dieser Umstand desto merkwürdiger, da diese Felsenbank, welche ein eisenhaltiges Ansehn hat, außerordentlich hart ist. Die beiden Steinlagen auf jeder Seite des Flusses stimmen genau mit einander überein. Die Felsenbank besteht aus ein bis zwei Fuß dicken Lagen, und ruht auf Erde. Sie hat gegen den Fluß zu eine schräge Lage, und man bemerkt deutlich, daß die untere Erde fortgerissen worden, und den Anfang einer Höhle gemacht habe. Etwas weiter hin giebt es Stücke von der nämlichen Bank, die ohne Zweifel oben abbrachen, und so in den Fluß fielen. Sechzig bis achtzig Klafter von der Brücke, auf dem Wege nach Glacq zu, ist die Felsenbank, auf welcher man geht, auf einer Breite von dreißig bis vierzig Klaftern dem obern Theil eines großen etwas eingebogenen Gewölbes ähnlich. Sie erstreckt sich links und rechts noch sehr weit, und verliert sich im Gehölze. Ohne Zweifel liegt dies natürliche Gewölbe auf einem Bette von Erde, und wird, wenn diese Erde künftig von Wasser weggerissen werden sollte, eine Höhle machen. Vielleicht ist diese Höhle schon vorhanden, wenigstens giebt es zwei bis drei Meilen davon an der Mündung dieses Flusses einige sehr

tiefe Höhlen. Ein großer Theil des Weges vom Wallflusse bis nach Glacq geht über Felsenbänke weg. Dieser Weg scheint an verschiednen Stellen hohl zu sein, indem die Tritte der Pferde einen hohlen Laut verursachen.

Ein Theil der Pflanzungen auf den Anhöhen von Glacq macht wegen der Menge Steine, die sie einschließen, einen sehr traurigen Anblick. Man findet auch verschiedne kleine platte Hügel, die aus einem Felsenstücke bestehen, wovon einige Stücke erhabner sind, als die übrigen, und so eine Art von Wasserrinnen machen. Die niedrigeren Pflanzungen nahe am Meere sind nicht so steinig, und haben einen bessern Boden, weil die Regengüsse die Erde aus den höhern Gegenden wegspülen, und hier absetzen.

Diese und verschiedne andre auffallende Umstände zeigen deutlich, daß die Insel nicht durch den Ausbruch feuerspeiender Berge und Erdbeben umgestürzt worden, wie man dort durchgehends glaubt. Denn wie hätte eine Gewalt die Insel so erschüttern können, daß ungeheure Felsenstücke aus ihrem Eingeweide auf die Oberfläche derselben geworfen wurden, ohne die wagrechte Lage der Erdschichten, die man in den Bergströmen und an verschiednen andern Stellen antrifft, zu unterbrechen.



Feuerspeiende Berge lassen andre Spuren ihrer Verwüstungen, als Laven, verkalkte und verglasete Steine, Bimssteine und Nische zurück, wovon man auf Isle de France keine Spuren findet. Die Berge haben fast alle einen scharfen Rücken. Die, welche einen platten Gipfel haben, sind alle so fest, als wenn sie mit Steinen gepflastert wären, welches auch von einer gewissen Art von Ordnung zeugt. Man findet nirgends eine Spur vom Trichter. Alle diese Berge sind mit Erde und Gehölzen bedeckt gewesen. Jetzt sind die Gipfel alle abgespült, welches auch bei meinem dortigen Aufenthalte sich mit dem Berge von Moka ereignete. Einige Theile dieses Berges sind von Erde und Bäumen entblößt, und ich sah alle Jahre von der Enge aus, die diesem Berge gegenüber liegt, den Fortgang der Verwüstungen, welche die Regengüsse und Stürme daselbst verursachten. Bei starken Regengüssen machten diese kahle Stellen kleine Wasserfälle, die nicht lange dauern, aber einen angenehmen Anblick machen. Auf diese Art wurden auch die Berge der drei Zihen (des trois Mammelles), Pieterbot u. s. w. ihrer Erdrinde beraubt. Es giebt zwar auch einige Bimssteine auf Isle de France, allein blos auf einer Stelle, welche unter dem Winde der Insel ist, nämlich auf den Ambrainseln. Diese Inseln sind von Korallen, und folglich ganz kahl, und man kann daher leicht einsehen, daß diese

Bimssteine aus dem feuerspeienden Berge der Insel Bourbon herrühren, und von dem Winde und Strömen dahin geworfen werden.

Auch die Höhlen habe ich untersucht, welche einige für die Oefnungen der alten Feuerschlünde ansehen, und fand, daß sie bloße Felsenhöhlen waren, die ehemals auf Thon oder Erde ruhten. Diese Höhlen halten sich durch sich selbst, wie durch Kunst gemachte Gewölbe, weil die Erde, welche sie trug, weggespült wurde. Dies beweist auch der Umstand, daß alle diese Höhlen an abhängigen Stellen sich befinden, wie auf den Ebenen Willems u. s. w.

Am schwersten lassen sich in diesen Höhlen die regelmäßigen Absätze und Einfassungen erklären, die überall gleiche Höhe und Breite haben. Ich habe dies vorzüglich in der Höhle Piton de la Decouverte in der Pflanzung des Herrn le Juge, ehemaligen ersten Mitgliedes des höhern Rathes, bemerkt. Da diese Höhle noch jetzt für eine Oefnung des vermeintlichen Feuerschlundes gehalten wird, der die Insel verheert haben soll, so trieb mich die Neugierde an, ihn genauer zu untersuchen, wobei mir Herr le Juge sehr behülflich war.

Diese Höhle liegt auf einer leichten Anhöhe. Vor dem Eingange fand ich eine Art von walzenförmiger Oefnung, die ungefähr zwanzig Schritte breit, und rund umher so genau in den Felsen



gehauen war, als es die Einfassung eines Ziehbrunnens irgend sein kann. Diese Oefnung mag zehn bis zwölf Fuß tief sein, und die Steine sind so vollständig und unversehrt, daß das Feuer unmöglich Wirkung darauf gehabt haben kann. Man steigt in diese Oefnung auf einem leichten Abhange hinab, der von weggerollter Erde und Steinen entstanden, und grade der Thür der Höhle gegenüber ist. Beim Eingange der Höhle kömmt man immer noch auf dem nämlichen Abhange unter eine Art von Bogengang, und steigt darauf noch ungefehr acht bis zehn Fuß tiefer in eine Höhle hinab, die siebzig bis achtzig Fuß lang und funfzehn bis zwanzig Fuß breit ist. Nach meinem Augenmaasse betrug die Höhe etwa zwölf bis funfzehn Fuß; denn ich maasß bloß die Länge und Breite. Diese Höhle hat ein herrliches Gewölbe von ungeheuren Felsenstücken. Bei acht angezündeten Lichtern, wovon ich selbst eines in der Hand trug, konnte ich noch meinen Weg vor mir nicht hell genug sehen, und daher kam ich den Nachmittag zurück; denn da der Eingang nach Westen liegt, und die Sonne in denselben scheint, so kann man ihn alsdann gut untersuchen. Das Wasser schwitzt im ganzen Umfange der Höhle aus dem Gewölbe derselben; der Boden ist sehr weich, und die Erde schwärzlich. Die Wassertropfen machen im herabfallen ein kleines Loch, und verlihren sich darauf in der

Erde, die aber dennoch fest genug ist, einen Menschen zu tragen, ungeachtet ich überall einen Stock fünf Fuß tief ohne Mühe hinabstoßen konnte.

Fast die ganze Länge hinab läuft auf beiden Seiten ein etwas schräger Absatz, der drei bis vier Fuß hoch ist. Ich kroch am andern Ende der Höhle mit vieler Mühe durch ein kleines Loch, durch welches ich kaum gekommen sein würde, wenn ich mich nicht an Lianen und Sträuchen, die vor demselben standen, gehalten hätte. Diese Höhle scheint mir durch Einsinken des Erdreichs entstanden zu sein. Sonst war sie vermuthlich tiefer, wird jetzt aber immer seichter, da der Regen immer etwas mit hineinspült.

Diese Absätze in den Höhlen sind um desto merkwürdiger, da die Berge selbst, die Ketten mit einander machen, ähnliche Absätze zu haben scheinen. Wenn man die Vertiefung des Lontarflusses bei der Pflanzung der Geistlichen an der Bergkette auf der rechten Seite, wenn man den Fluß hinaufgeht, untersucht, so findet man, daß dieser Berg lothrechte Absätze über einander hat, die in der ganzen Länge desselben fortlaufen. Eben dergleichen findet man am langen Berge auf der linken Hand. Die nämliche Bemerkung macht man an den Bergen, welche die so genannte höfliche Bucht (Anse courtois) machen, über welche man nach dem Quartier von Moka kömmt. Diese Absätze haben eine etwas schiefe Richtung,



und die Oefnungen zwischen diesen Bergen laufen bei Port Louis in einen Punkt zusammen. Der höchste von diesen Bergen ist nach den Messungen des Herrn Abts de la Caille über vierhundert Klafter über der Oberfläche des Meeres erhaben. Sie bestehn aus harten Felsen, die aber von den Quarzsteinen, welche in der Erde entstehen, etwas verschieden sind. Als ich mit Herrn de Chasal 1770 auf den Gipfel des Bimstein-Berges (du Ponce) stieg, wo man an einem Wege arbeitete, warfen wir ein Stück Stein, das dort ausgegraben ward, in den daselbst angelegten Arbeitsofen, und fanden, als wir ihn fast geschmolzen herauszogen, ein Korn Blei oder Zinn von der Größe eines großen Nadelknopfs an demselben, welches Herr de Chasal aufbewahrte.

Sonst schien mir dieser Berg, wie alle übrigen, aus wagrechten, lothrechten oder schiefen Lagen von Spat zu bestehn, in dessen Innern sich kleine Kristallen befanden. Dieser Fels ist sehr hart, und an einander hangend. Das Sprengen mit Pulver hat wenig Wirkung, weil die Luft vermuthlich sich durch die Spalten der Lagen drängt, welche ohne Zweifel, so fest sie auch an einander zu hangen scheinen, doch viele unmerkliche Zwischenräume haben müssen.

Scheidewasser, welches ich bei mir hatte, und auf ein Stück von diesem Steine goß, verursachte an vielen Stellen ein Aufbrausen. Dieser Felsen

berg ist umher mit einer dünnen Rinde von Spat bedeckt, die man leicht von demselben losmachen kann. Aber noch merkwürdiger ist die Lage Dammerde, die sich oben auf demselben befindet, und drittehalb bis drei Fuß dick ist. Es giebt ebenfalls in dieser Rinde von der runden Art Steine, welche man auf der Oberfläche der Insel antrifft, und aus Quarz bestehn. Diese Erdlage, die sehr gut und fett zu sein scheint, nährt auch die Bäume, welche auf dem Berge stehn, und recht gut fortkommen. Auf dem Gipfel dieses Berges ist ein platter und rund umher sehr schroffer Absatz, der wenigstens anderthalb Meilen im Umkreise hat. Dies Erdreich fällt nach der höflichen Bucht zu etwas ab, und erhebt sich alsdann allmählich bis an den Fuß des Bimsteinberges, der noch weit höher ist, aber auch ganz aus Fels besteht. Der erwähnte Absatz ist mit sehr schönen Bäumen besetzt. Man hatte einen Weg in diesen Berg angefangen, um die Reise vom Hafen nach dem Quartiere von Moka zu verkürzen, welches grade hinter demselben liegt. In dem Durchschnitte in diesem Berge machte ich die eben angeführten Beobachtungen über die Beschaffenheit des Erdreiches.

Ich fand auf diesem Absatze drei kleine seichte Bäche, welche den Felsen hinab sich in die höfliche Bucht stürzen. Mit weniger Arbeit nach der Seite des Hafens zu würde man aus diesem



Absätze eine unüberwindliche Festung machen, und diese mit bloßen Steinen vertheidigen können. Man versicherte mir zu Isle de France, daß diese Stelle der Aufmerksamkeit des Herrn de la Bourdonnaie nicht entging, der aus demselben einen sichern Zufluchtsort machen wollte. Die kleinen Bäche, die man dort antrifft, würden ein großes Hülfsmittel für die Besatzung sein, da der Feind sie nicht ableiten kann. Und wenn das Wasser etwa nicht hinreichend wäre, so könnte man eigene Behälter zur Aufbewahrung desselben machen. Man müßte auch sorgfältig auf die Erhaltung des Holzes sehn, weil sie das Wasser gegen die Sonnenhitze schützen, welche es sonst bald austrocknen würde, da es seine Entstehung auf diesem kleinen Raume blos dem Regen und der kühlen Luft zu danken hat. Ausserdem würde man Gefahr laufen, die Erdlage ganz zu verlihren, welche diesen Absatz bedeckt, und die ohne das dicke Holz leicht weggespült werden würde, da sie ohnehin aus einem fetten Lehm besteht. Sie bekömmt auch durch die Bäume beständig neuen Zuwachs, so wie dies bei allen Gewächsen der Fall ist.

Wenn man an der Vertiefung des Hafens nach diesem Hügel geht, kömmt man mitten über Felsenstücke und Erdklumpen weg, die von dem Berge herabgerollt sind. Das ganze Erdreich auf dem Marsfelde und an der Vertiefung des Hafens besteht aus einer Lage von Thonerde, mit

untermischten Kieselsteinen; und unter dieser Lage würde man vermuthlich die Felsenbank antreffen, welche man in der Stadt und beim Eingange dieser Ebene gewahr wird.

An dem Bette zweier kleiner Flüsse, welche von den Bergen an der Vertiefung des Hafens herabkommen, und diese Ebene längst dem Berge der Entdeckung durchkreuzen, kann man deutlich sehen, daß das Erdreich in dieser Gegend gar keine Festigkeit hat; indem es blos aus Kieselsteinen und wenig Thonerde besteht. Von jenen ist ein großer Theil schon abgeblättert. Diese Erdlage von Thon mit Kieselsteinen, die man auf dem ganzen weitläufigen Marsfelde antrifft, erstreckt sich noch jenseits des kleinen Berges, der mit dem Marsfelde fast wagrecht liegt. An einigen Stellen ist diese Thonerde fast ganz rein, und man kann acht bis zehn Fuß lange Stöcke hineinstecken, ohne Widerstand anzutreffen. Verschiedne Leute gaben diesen Stellen den Namen des Zittermoors.

Von dem kleinen Berge erstreckt sich die nämliche Erdlage jenseits des Contarflusses bis an einen kleinen Fluß, bei welchem sich das Erdreich zu erheben anfängt, und man kann ihr um den langen Berg herum bis an den Fuß des Pieterbort nachspüren. Selbst auf dem Wege nach dem großen Flusse in der höflichen Bucht findet man sie wieder am Fuße der Berge; woraus man schließen kann, daß die Berge der Vertiefung des

Hafens, der Berg der Entdeckung, der kleine und lange Berg, und sogar der Pieterbort auf einem Bette von Thonerde ruhn.

Wenn man nach dem Quartier von Moka kömmt, findet man wieder Thonerde am Fuße des Berges gleiches Namens, den man zur linken Hand sieht. In dieser Gegend findet man zur Rechten den ersten Wasserfall, dessen ich vorhin schon erwähnt habe. Da die beiden andern Wasserfälle fast wagrecht mit dem vorigen liegen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese drei Flüsse auf einer Erdlage von Thon fortfließen, und dieselbe bloß an diesen Stellen durch die Heftigkeit ihres Stromes fortgerissen und zerstöret haben.

Alle erwähnte Umstände zeigen meiner Meinung nach sehr deutlich, daß Isle de France seine jetzige Gestalt nicht der unmittelbaren Wirkung eines feuerspeienden Berges zuschreiben habe.

Auf der Insel Bourbon giebt es einen feuerspeienden Berg, der aber nur einen kleinen Raum einnimmt. Zeit und Umstände erlaubten mir nicht, ihn zu untersuchen; aber so viel ist gewiß, daß man, ungeachtet dieses feuerspeienden Berges, vom Quartier St. Denys bis an die Spitze St. Gilles die nämlichen Erdlagen, wie auf Isle de France antrifft. Das Quartier St. Denys, welches ganz flach und eben ist, zeigt eine solche Lage von Erdarten über einander, die hinreichend beweisen, daß sie lange nach dem Ausbruche eines feuer-

feuerspeienden Berges entstanden sein müssen, wenn anders die Insel je durch einen solchen Ausbruch umgestürzt worden.

Man bemerkt diese Lage am besten an den steilen Ufern des Flusses St. Denys, der über dem Erdreiche, auf welchem die Stadt steht, wenigstens fünfzig bis sechszig Fuß Tiefe hat. Die Ufer desselben bestehen aus Felsenschichten, die wagrecht über einander liegen, und die mit einer Lage von trockner sandigter Erde bedeckt sind, auf welcher eine Menge Ruhblumen wächst.

Am Ufer des Meeres findet man eine Menge großer glatter Kieselsteine, welche das Meer mit einem schrecklichen Getöse hin und her wälzt. Das Merkwürdigste dabei ist, daß unter der wagrechten Felsenlage eine zweite Lage von glatten Kieselsteinen befindlich ist, die denen am Ufer des Meeres oder auf dem Grunde des Flusses völlig gleich sind. Wenn man den Fuß der Berge von St. Paul auf dem Wege nach der Spitze von St. Gilles untersucht, welcher über eine halbe Meile beträgt, so findet man, daß alle Felsenlagen, die sehr beträchtlich sind, auf eine Lage runder Kiesel ruhen, die mit wenigem Sande eine Art von festem Körper bilden. Der Sand zu St. Paul selbst besteht bloß aus zerriebenen Kieseln, mit welchen dieser Theil der Insel angefüllt ist. Die ganze dortige Küste ist sehr steil, und an einigen Stellen ungemein hoch. Die Spitze St. Gilles



Gilles giebt eine Art von Vorgebürge ab, und man sieht an dieser Spitze sehr deutlich, daß die Lagen nicht alle wagrecht laufen, sondern auf eine beträchtliche Weite der schiefen Richtung des Berges zu folgen scheinen, welche sich auf neun bis zehn Grad zu belaufen scheint. Die nämliche Richtung fand ich auf dem Wege von St. Dennis nach St. Paul, der zwischen Bergen wegläuft, die etwa fünfhundert Klafter hoch sind.

Alle diese Berge nehmen auf der Mitte der Insel ihren Ursprung, und laufen strahlenweise aus einander, so daß sie wahrscheinlich bloß durch die heftigen Ströme entstanden sind. Drei von diesen Bergen sind außerordentlich steil, und man steigt von ihrem Gipfel in einem ununterbrochenen Abhange bis an die Meeresfläche herab. Auf diesem Wege habe ich zweimal sorgfältig das Erdreich untersucht, und gefunden, daß die Erdschichten nicht wagrecht, sondern gegen das Meer zu in einer schiefen Richtung lagen, welche der Richtung des Berges völlig gleich zu sein schien.

Herr de la Nür versicherte mir auch, daß in den sogenannten Bergströmen alle Schichten eine schiefe Richtung hätten. Das Merkwürdigste hiebei ist, daß man aus der bekannten schiefen Richtung der Erdschichten, die ich an der Spitze St. Gilles ungefähr auf neun bis zehn Grad schätzte, und der bekannten Weite zwischen dieser Spitze und dem Mittelpunkte der Insel beinahe die

die

die Höhe der Insel so genau berechnete, als sie nach meiner und des Hrn. de la Nür Messung angegeben war. Sollte man daher nicht fast glauben, daß irgend ein unterirdisches Feuer oder eine andre Ursache den Felsenklumpen, welchen man die Insel Bourbon nennt, aus dem Grunde des Meeres erhoben hätte?

Isle de France scheint ihre Entstehung einer ähnlichen Ursache zu danken zu haben; denn diese beiden Felsen haben nichts ähnliches mit Madagaskar. Diese letztere Insel scheint ehemals einen Theil von Afrika ausgemacht zu haben, allein bei Bourbon und Isle de France findet man keine Spuren eines Zusammenhanges mit dem festen Lande. Die Quartiere St. Denys und St. Paul, welche aus zwei Ebenen bestehn, die sich bis an die Gebirge erstrecken, sind vermuthlich nach der erwähnten Epoche aus Ueberbleibseln der obern Erdrinde und platten Kieseln entstanden, welche das Meer dort auswarf. Das Quartier St. Paul scheint bloß aus einer Lage von Sand und Kieseln zu bestehn, und diese Art Damm hat noch so wenig Zusammenhang, daß das Meer ihn beim Orkan von 1746 an verschiedenen Stellen durchbrach, und das ganze Quartier zu verschlingen drohte.

Ich habe selbst bemerkt, daß zu gewissen Zeiten, wenn das Meer sehr hoch gieng, es mit solcher Gewalt ans Ufer schlug, daß man die



Erde unter den Füßen zittern fühlte. Ich habe dies vorzüglich bei der Spitze von St. Gilles bemerkt.

Die Ursache dieser heftigen Erschütterungen des Quartiers von St. Paul, welche selbst beim schönsten Wetter statt finden, weiß ich nicht genau zu erklären, allein vielleicht trägt ein unterirdisches Feuer dazu bei. Denn wenigstens bemerkt man am Ufer des Meeres, so wie eine Welle sich zurück zieht, eine Art von heißem Dunste, der plötzlich auf das Gesicht stößt.

Das Hospital von Port Louis liegt auf einer Korallenbank, auf welcher man auch den Anfang eines Forts antrifft, welches Herr de la Bourdonnaie anlegen wollte. Diese Bank läuft eine Viertelmeile See einwärts um die ganze Insel herum, einige felsichte Stellen ausgenommen, bei welchen das Meer unmittelbar an die Insel stößt.

Beim Hospitale ist diese Korallenbank über zehn Fuß über der Meeresfläche erhaben, und scheint durchgehends vom kleinen Fluß bis nach Glacq, welches beinahe den dritten Theil des Umfangs der Insel beträgt, die nemliche Höhe zu behalten.

In der Ebene bei Port Louis, welche das Feld (le Camp) genannt wird, habe ich nicht völlig eine Viertelmeile von dieser Bank des Hospitals, Brunnen von vierzig bis fünfzig Fuß Tiefe ausgegraben sehr. Man fand bloß eine Lage

Kiesel, und eine Art Thon, die Kalk- und Linsen-
 steine enthielt, die denen völlig ähnlich waren,
 welche man in den Steinbrüchen von Montmartre
 antrifft. In diesen Brunnen, die meist bis auf
 die Meerfläche herabgiengen, zeigte sich keine Spur
 von Korallen, und folglich geht die Korallenbank
 vom Hospitale nicht bis dahin. Man findet
 auch an keinem andern erhabenen Orte der Insel
 eine Spur von Korallen oder Muscheln, welche
 doch sonst so häufig rund um die Insel herum
 liegen. Das ganze Erdreich und das Bette der
 Bergströme besteht aus einer glasbaren Sanderde.
 Die Berge bestehn aus Felsen, welche mit einer
 dünnen Lage einer ebenfalls glasbaren Erde
 bedeckt sind. Ich sehe daher keine Zeichen, daß
 das Meer Isle de France jemals bedeckt habe.
 Da die erwähnte Korallenbank ein Werk desselben
 ist, so kann man sicher daraus schliessen, daß die
 hiesigen Gewässer mit Polipen angefüllt sein
 müssen.

Ich konnte an der Bank zweierlei Arten unter-
 scheiden. Die eine läuft strahlenweise, und besteht
 aus feinen und dichten wurmförmigen Röhren,
 daß sie eine feine harte Masse bilden. Die zweite
 Art schien mir kein unmittelbares Werk dieser
 Thiere zu sein, da ihre Theile nicht die geringste
 Ordnung unter einander zu haben scheinen. Sie
 sind in der Lage ihrer Theile den Sandsteinen
 ziemlich ähnlich, aber in ihren Eigenschaften sehr



davon verschieden, indem sie sich verkalken lassen. Diese Korallensteine sind vermuthlich eine Mischung aus sehr feinem verkalkbaren Staube und zerbrochenen Muscheln. Ihre Entstehung ist vermuthlich ein Werk des Wellenschlages, wodurch die Korallen und Madreporen zertrümmert und zu einem feinen Staube gemacht wurden. Diesen Staub warf das Meer in der Folge auf Klumpen zusammen, woraus vermittelt irgend einer klebrichten Materie so harte Steine entstanden, daß man sie beim Bauen brauchen kann. Diese zweite Art hat also eigentlich der ersten ihren Stoff zu danken; dabei bekommt man aber aus einer gleichen Menge derselben mehr Kalk, als von der ersteren.

Die Korallenbank am Hospitale besteht fast ganz aus der ersten Art. Sie ist hundert und vierzig Klafter lang und achtzig Klafter breit. Auf der rechten Seite liegt ein kleiner See arm und auf der linken der Hafen. Sie ist über der Meeresfläche ungefähr zehn Fuß erhaben, und hat nach der Hafenseite einen leichten Abhang, auf welchem man hinaufsteigt. Sonst ist er auf dieser Seite senkrecht abgehauen. An demselben liegen die Schmieden des Hafens. Der Anfang dieses Vorgebirges, wenn ich es so nennen darf, besteht aus großen vier bis fünf Fuß hohen Quarzstücken, die auf einem röthlichen Sande ruhn. Dieser Sand, der mit dem auf der Insel einerlei Beschaffenheit hat, brauchte mit Scheide-

wasser nicht auf. Die Korallenbank, die ebenfalls vier bis fünf Fuß dick ist, ruht unmittelbar auf der Felsenbank. Fast das nämliche sieht man bei der Pulvermühle, dem Hospitale gegen über. Die Böttcherinsel (Isle aux tonneliers) besteht ebenfalls aus einer Bank von Korallen und Muschelwerk, die etwa eine halbe Meile lang und eine Viertelmeile breit ist.

Im Quartiere Flacq giebt es zwey große Ebenen von der nämlichen Art, die sich auf beiden Seiten des Hafens gleiches Namens erstrecken, und mit einem feinem kurzen Grase bedeckt sind. Auch bei dem großen Meerbusen und dem kleinen Flusse giebt es solche Ebenen. Fast alle diese Ebenen werden bei Orkanen überschwemmt, und verschiedne von diesen Bänken sind senkrecht gespalten. Die Felsenbänke zwischen Portlouis und dem großen Flusse sind ebenfalls mit einer Lage von Madreporen bedeckt.

Ausser diesen Korallenbänken, welche das Meer scheint gebildet und verlassen zu haben, ist die Insel fast ganz mit Rissen umgeben, die sich größtentheils etwa eine halbe Meile weit ins Meer hinaus erstrecken. Bei der Fluth sind sie ganz bedeckt, bei der Ebbe hingegen ist innerhalb des ganzen Raums, den sie einschließen, das Meer nicht über anderthalb bis zwey Fuß hoch, und an verschiednen Stellen kann man auf den Rissen selbst umhergehn, welches bei stillem Meere und heiterm



Wetter ungemein angenehm ist. Man spaziert unter einem Walde von Korallen von allerlei Farben herum, deren Stamm ganz ausser dem Wasser ist. Zuweilen kriechen die Polypen in Gestalt von Federbüschen aus ihren Wohnungen heraus. Man sieht überall die schönsten Fische von verschiedenen Farben, Meerschwämme u. s. w. Auf dem Grunde findet man ausserdem eine Menge Seeäpfel, die aber am häufigsten an den Höhlen der Korallen sitzen, aus welchen man sie wegen der engen Oefnungen nicht unversehrt ziehn kann. Nach heftigen Stürmen ist das ganze Meerufer voller Trümmer von Madreporen und andern Korallenarten. Nahe am Riff wird das Meer plötzlich so tief, daß die Schiffe nahe daran vorbei in den Hafen segeln können.

Diese Riffe bestehn auch blos aus Korallen und Madreporen, welche von Polypen über einander aufgehäuft wurden. Sie nehmen noch immer an Höhe zu, theils weil diese Thiere täglich ihre Arbeit fortsetzen, theils auch, weil das Meer oft neue Korallen und andern Stoff anspühlt.

Man kann an einigen Orten an den Spuren des ausgeworfenen Stoffes sehn, wie hoch die Wellen bei Orkanen gestiegen sind, und ich schliesse hieraus, daß man dereinst noch trocknes Fußes bis an die Riffe wird gehn können. Der Zwischenraum zwischen derselben und der Insel wird aus eben solchen Ebenen bestehn, als ich vorhin

beschrieben habe, und deren Ursprung man daraus auch leicht erklären kann.

Die Umbraüfeln unter dem Winde von Isle de France bestehen ebenfalls aus einer Korallenmasse, welche das Meer vor Zeiten ansetzte, und nachher verließ. Man kann auch sicher annehmen, daß alle diese Inseln und Korallenflächen auf einer Grundlage von glasbaren Sand und von Quarzfelsen ruhn. Und diese Grundlage ist eine Verlängerung von Isle de France, welches, nach der schiefen Lage seiner Schichten zu urtheilen, so wie die Insel Bourbon aus dem Grunde des Meeres hervorgekommen zu sein scheint.

Dritter Abschnitt.

Von leuchtenden Kugeln und einem aus der Erde herausgefahnen Blitze.

Man sieht zu Port Louis von Zeit zu Zeit leuchtende Kugeln, woran die hohen Berge Schuld sind, welche die Winde aufhalten, und Luftfeuer dadurch hervorbringen und unterhalten. Ich bemerkte den 1. Dezember 1760 eine von dieser Art Kugeln auf ungefähr achtzehn Grad Höhe, und ihr Durchmesser betrug ungefähr zwanzig Minuten. In dem Augenblick, da sie sich entzündete, theilte sie sich in zwei kleine Feuerpiramiden, die mit den Grundflächen gegen einander über schwebten. Sie blieben auf der nämlichen Höhe,



da unterdessen ein drittes kleineres Stück einige Grade weiter herabstieg. Die ganze Erscheinung geschah ohne Knall, dauerte fünf bis sechs Stunden, und verbreitete eine sehr große Helle.

Den 11 Junius 1762, drei Viertel Stunden nach Sonnenuntergang, erschien eine Kugel in der Gegend des Scheitelpunktes, die dem Anscheine nach weit größer, als die Sonne, und ganz strahllicht war. Sie erlosch plötzlich ohne Knall im Südosten, hinter dem Gipfel der Berge, und schlepte einen Schweif hinter sich, wie Schwärmer zu thun pflegen. Sie brachte auf ihrem Fluge etwa dreißig Sekunden zu.

Unter diese Luftfeuer gehören vermuthlich auch die Blitze, die ich eines Abends zu Port Louis nach einem schwülen und regnichtem Tage bemerkte. Die Wolken, welche gewöhnlich über den Gebirgen am Hafen schweben, hatten sich auf die Hälfte derselben herabgesenkt, und waren höchstens noch zwei hundert Klafter über der Oberfläche des Meeres erhaben. Sie flogen so schnell, daß man sie für Vorboten eines Stofwindes ansah, welche in dieser Jahreszeit häufig zu sein pflegen. Es erfolgte jedoch blos Regen darauf, der am nächsten Morgen vorzüglich stark war. Den Abend blitzte es stark, aber die Blitze sahen großen Feuerkugeln ähnlich, die schnell vorüberflogen, und ohne Knall verloschen. Die merkwürdigste Lusterscheinung bemerkte ich am 10 April des Abends, einige

Minuten nach sechs Uhr, da die Sonne kaum unter dem Horizonte war. Ich gieng ganz allein auf dem Marsfelde spazieren, und ward plötzlich, ungeachtet es noch heller Tag war, ein starkes Licht gewahr. Ich kehrte mich schnell um, und erblickte im Südosten ungefähr auf 45 bis 50 Grad Höhe zwei kleine Rauchwolken, die ich ungefähr eine Minute lang beobachtete. Sie schienen sich allmählich nach dem Striche des Südostwindes zu verlängern. Das Wetter war dabei ungemein heiter. Da ich noch nichts ähnliches bei den Kugeln bemerkt hatte, welche ich auf dieser Insel sah, so erregten diese Wolken nicht wenig meine Bewunderung. Ich ging ungefähr zwei Minuten weiter fort, und wie ich mich umdrehte, war der Rauch noch nicht verschwunden, sondern die beiden Wolken waren weit länger und dünner geworden. Einen Augenblick darauf hörte ich zwei dumpfe Schläge, wie zwei sehr entfernte Kanonenschüsse, die zwei Sekunden nach einander abgefeuert wurden.

Nach meiner Rechnung dauerte die Zeit zwischen dem Blitze und dem Schlage ungefähr vier, tehalb Minuten, welches eine Entfernung von acht Parisermeilen anzeigt. Da ich diese Erscheinung aber auf 45 bis 50 Grad Höhe bemerkte, so mußte die Stelle, wo man sie auf 90 Grad, oder unter dem Scheitelpunkt sah, sechs Meilen entfernt sein; und die Kugeln mußten sich unge-



fähr sechstehalb Meilen über der Oberfläche der Insel entzündet haben. Herr Fortin, der sich sehr auf die Mathematik legte, hatte diese Erscheinung ebenfalls auf dem langen Berge bemerkt. Er sah zwei feuerrothe Blitze schnell hintereinander, und darauf die eben beschriebenen Wolken. Er setzte die ganze Dauer der Erscheinung auf sechstehalb Minuten. Der Vater Fenjo erwähnt vieler Beispiele von aus der Erde bei Stürmen herausgefahrenen Blitzen. Der Abt Chappe hatte eine ähnliche Erscheinung auf der königlichen Sternwarte beobachtet.

Ich bemerkte dergleichen ebenfalls 1771 im Hornung zu Mondesir, dem Landhause des Herrn Intendanten. Am Morgen war es schön Wetter, mit einer leichten Kühlung aus N. O., aber bald darauf zeigten sich einige Wolken über den Bergen am Hafen. Allmählig erstreckte sich dies Gewölbe aus Südosten nach Nordwesten weit ins Meer hinaus, und drehte sich zugleich längst der Küste nordwärts von der Insel mit zwei winklichten Armen aus. Es mußte sehr hoch stehn, da es über dem Gipfel der Berge, die vierhundert Klafter hoch sind, weit erhaben war. In diesem Zustande blieb es eine ziemliche Zeit, nur erhielt es durch die Nordwinde beständig neuen Zuwachs, welche die Dünste aus dem Meere gegen die Gebirge zutrieben. Es senkte sich darauf ziemlich schnell, und bedeckte schon um zehn Uhr den Winkel der

Berge. Es fing hierauf zwei Stunden lang heftig an zu regnen, und während dieses Regens erfolgten drei heftige Donnerschläge, wovon der erste der stärkste war, die ich jemals in Indien gehört habe.

Wir saßen ruhig auf der Gallerie, dem Garten gegenüber, und sahen dem Regen zu, als wir auf einmal funfzehn bis zwanzig Schritt von uns hinter dem Giebel des Hauses ein Licht erblickten, das nicht aus dem Gewölke kam. Es erschien so schnell, als wenn in der angegebenen Entfernung eine Kanone abgeschossen wäre. In dem nämlichen Augenblicke hörten wir einen Knall, als von verschiedenen großen Kanonen, mit einem starken Klange, als Bomben verursachen, wenn sie aus dem Mörser fliegen. Die beiden Donnerschläge folgten einige Sekunden auf diesen Blitz.

Vier Stunden nach dem Schlage kamen wir bei der Stelle vorbei, aus welcher wir den Blitz hatten fahren sehn. Ungeachtet es stark geregnet hatte, bemerkten wir wider alles Vermuthen einen starken Schwefelgeruch, ungeachtet wir gleich nach dem Blitze nichts davon gespürt hatten.

Vierter Abschnitt.

Von der Beschaffenheit der Luft zu Isle de France und Bourbon; der Güte des Bodens; den dortigen Produkten und zum Handel tauglichen Waaren.

Da Isle de France, ungefähr auf zwanzig Grad südlicher Breite liegt, so muß es daselbst sehr heiß sein, jedoch findet die nämliche Hitze nicht überall statt. Zu Port Louis ist es fast immer sehr heiß, zu Moka hingegen, auf der Ebene Willems und dem ganzen Theile der Insel, der unter dem Winde liegt, ist die Luft weit gemäßigter. Denn diese Quartiere sind wegen ihrer höhern Lage dem Südostwinde weit mehr ausgesetzt, der fast in einem Fort weht, und da er Berge und Wälder in seinem Striche berührt, die Luft merklich abkühlen muß.

Das Feld, oder die Stadt von Port Louis, liegt fast in gleicher Fläche mit dem Meere, und ist mit einer Kette von Bergen umgeben, wovon der geringste wenigstens zweihundert Klafter hoch ist. Die vornehmsten, die über dem Winde liegen, haben eine Höhe von beinahe vierhundert Klafter. Der Ort selbst liegt von Nordosten nach Südwesten unter zwanzig Grad südlicher Breite. Wenn die Sonne von der Mittagslinie sich nach dem Wendekreise des Steinbocks zu dreht, so erwärmt sie allmählig das Erdreich zwischen

den Bergen, und die Berge selbst, welche alsdann, vorzüglich im Sommer, die Wirkung eines Reverbiriosens hervorbringen, so daß man nicht leicht eher, als eine halbe Stunde vor Sonnenuntergange einen Spaziergang wagen kann. Wenn bei Tage eine kleine flüchtige Wolke die Sonne bedeckt, so fällt der Thermometer gleich zwei bis drei Grad, und steigt eben so schnell wieder, wenn das Gewölk vorüber ist. Die Hitze ist jedoch erträglich, wenn der Wind aus Südosten oder Südsüdosten weht, weil diese Winde von Natur kühl sind, und es noch mehr dadurch werden, daß sie fast über die ganze Insel wehn, welche noch größtentheils mit Holz bedeckt ist. Außerdem müssen sie über die hohen Berge sich gewissermaßen in die Ebenen herabdrängen. Allein wenn die Winde sich durch Süden nach Westen, und vorzüglich nach Nordwesten drehn, welches man Seewinde zu nennen pflegt, so sind sie fast immer schwach und zugleich sehr heiß, indem die Nordwinde dort so sind, als bei uns die Südwinde, da die Sonne immer im Norden steht. Außerdem werden sie durch die Berge zurückgehalten, welche sie verhindern, frei durchzudringen und sich oft genug zu erneuern. Diese Winde herrschen gemeiniglich vom November bis zum April. Hiezu kommt noch die Nähe der Sonne, die jährlich zweimal durch den Scheitel

Zu Paris kann man kaum vor Hitze mehr athmen, wenn der Reaumur'sche Thermometer einmal in vielen Jahren auf dreißig bis ein und dreißig Grad steigt, und sich einige Stunden darauf erhält. Zu Fort Louis hingegen bleibt er oft fünf bis sechs Tage hinter einander auf dieser Höhe von zwölf Uhr Mittags bis vier oder gar fünf Uhr Abends. Aber auch dort wird man dadurch äußerst abgemattet.

Ich hatte viele Mühe, mich an dies eben nicht sehr gesunde Klima zu gewöhnen. Bei meiner Ankunft bekam ich einen ruhrartigen Durchfall, der über einen Monat dauerte, und mich zwang, vom Hafen nach dem Quartiere Flacq zu ziehn, wo ich mich vierzehn Tage aufhielt. Nach meiner Rückkehr zum Hafen ward meine Gesundheit wieder hinfällig, und ich sah mich zum zweitemale genöthigt, diesen schwülen Aufenthalt zu verlassen, und mich nach der sogenannten Schanze zu begeben. Die Luft war dort sehr angenehm, die Winde hatten weit freieren Durchgang, und der Thermometer stand hier immer drei bis vier Grad niedriger, als am Hafen, wo zu gleicher Zeit Beobachtungen darüber angestellt wurden.

Es giebt keine herrschende Krankheiten auf Isle de France, den nordlichen Hafen ausgenommen, wo die Gesundheit leicht leidet und der Scharbock zuweilen herrscht. Der südostliche Hafen ist hin-

gegen sehr gesund, und man schickt die mit dem Scharbock behafteten Kranken dahin, die dort bald wieder besser werden. Und dennoch ziehn wir den kleinen Hafen dem schönsten und gesündesten vor. Ausser dem Scharbock sind Ruhren fast die einzigen hier bekannten Krankheiten.

Die Insel Bourbon scheint so gar in Rücksicht ihrer heitern und gesunden Luft noch vor Isle de France den Vorzug zu haben. Auf dieser glücklichen Insel kann man mit Gewisheit auf ein langes Leben rechnen. Wenn man alle Ausschweifungen vermeidet, so kann man sicher sich auf Unternehmungen einlassen, die erst nach funfzehn bis zwanzig Jahre anfangen, Vortheil zu bringen. Dabei giebt es nicht leicht eine Gegend, in welcher man feinere Sitten, angenehmere und unterhaltendere Gesellschaften, und eine größere Gastfreiheit antråfe, als auf der Insel Bourbon.

Schon Hr. Glacourt schickte einige Matrosen und andre Kranke hieher, um sich von den Krankheiten zu erholen, die sie sich im Innern des Landes zugezogen hatten. Die Schildkröten, deren es damals eine sehr große Menge dort gab, und die gesunde Luft, waren immer schnelle und sichere Arzneien für seine Leute. Da die Matrosen nicht im Stande waren, sich selbst aufzuwarten, so nahmen sie einige schwarze Frauenspersonen von Madagaskar mit, und legten, als nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit andre Bedürfnisse



Hinzukamen, den ersten Grund zu dieser Kolonie. Nachher flohen auch die hieher, die sich bei dem Blutbade zu Fort Dauphin gerettet hatten. Die Einwohner sind daher fast alle vermischten Ursprunges. Die Kreolinnen sind jedoch groß, schön und wohlgebildet. Da es auch nur ofne Rheden bei der Insel giebt, so haben die Einwohner wenig Gemeinschaft mit den Europäern. Jedermann lebt einfach, und beschäftigt sich mit dem Ackerbau, der Jagd und der Fischerei. Sie werden daher einen guten Zufluchtort für einen Weltweisen abgeben.

Die Ländereien auf Isle de France tragen in einem Jahre mehrerlei Früchte, als in Frankreich, ungeachtet sie nicht brach liegen, und nicht gedüngt werden. Sie scheinen äußerst trocken und mager zu sein, allein die Gewächse ziehn fast alle ihre Nahrung aus dem Wasser und der Luft. Und wirklich kann man mit einer gewissen Menge Wasser und einem gewissen Grade von Wärme Sand fruchtbar machen, welches die hin und wieder unter dem heißen Erdstriche zerstreuten Felseninseln beweisen, die häufig mit schönen Gehölzen u. s. w. bedeckt sind. Die Erde ist zu Isle de France dunkelroth und mit Eisen vermischt. Der Sand in den Bergströmen und andern Flüssen ist eine Art Silbersand; auf der Küste aber ganz kalkartig. 1770 hatte eine Privatperson auf der Insel dem Statthalter eingeschrieben, aus dies

sen Sandarten so schönes Kristallglas, als es irgend in Frankreich gebe, machen zu können. Er bekam Vorschuß, und die Ofen waren schon fertig, als ich die Insel verließ, da man ein neues Produkt zum indischen Handel dadurch zu erlangen hofte.

Maniok geräth auf Isle de France sehr schön. Der beste wächst im Quartiere Pampelmus und auf dem lange Berge. Er bleibt achtzehn Monat lang in der Erde, ehe man ihn brauchen kann, und behält alsdann die Dicke eines Beines. Mais gedeiht ebenfalls vortreflich. Er bedarf viel Wasser und Hitze, und geräth daher auch in der Jahreszeit des Nordostwindes am besten. Der beste wächst im Quartiere Flacq, welches gewissermaßen aus Felsen besteht. Das Erdreich schickt sich nicht gut zum Getreide, und daher nehmen die Einwohner die kleinsten Steine weg, und pflanzen Mais an ihre Stelle, der so gut gedeiht, daß er eine Höhe von acht bis zehn Fuß erreicht. Selbst bei wenigem Regen ist der häufige Thau für ihn hinreichend, seine Wurzeln frisch zu erhalten, da die Felsen das Austrocknen der Erde verhindern. Man kann daher in diesem Quartiere auf eine sichere Ernte hoffen, deren die Einwohner dieser fürchterlichen Gegenden sich jährlich zwei bis drei zu erfreuen haben. Hierin besteht ihr Reichthum und ihre Handlung. Sie schütten einen Theil in den öffentlichen Vorrathshäusern

fern



fern auf, mit dem übrigen ernähren sie ihre Sklaven, kaufen sich Weizen, und mästen das Federvieh, vorzüglich Enten und Schweine, womit sie ebenfalls Handlung treiben. Sie können bequem Wasser herbeischaffen, da das Quartier Flaca von einer Menge Flüsse durchkreuzt wird. Unten nahe am Meere giebt es vortrefliche Reisfelder in diesem Quartiere, welches auch zu meiner Zeit das einzige war, das Reis in die Vorrathshäuser der Gesellschaft lieferte. Bei den zu freiliegenden Höfen auf der Insel, und wo es solche Felsen nicht giebt, gedeiht der Mais so gut nicht, und wenn kein zeitiger Regen erfolgt, so sind die Einwohner genöthigt, ihn mehr als einmal nachpflanzen zu lassen. Denn bei einer starken Dürre verbrennt die Sonnenhitze den Mais, so bald er nur anfängt, eine Aehre anzusetzen. Man pflanzt den Mais vom October bis zum Dezember. Einige pflanzen ihn so gar auch im April, welches die kleine Ernte genannt wird.

Der Weizen schien mir auf Isle de France nicht recht gut fortzukommen. Eigentlich ist er unter dieser Breite auch außer seinem Himmelsstriche, denn zwischen den beiden Wendekreisen scheint die Natur ihn nicht gedeihen lassen zu wollen. Er wird auf Isle de France nicht über drittehalb Fuß hoch, und erreicht auch diese Höhe nur selten. Höchstens trägt er acht bis zehnfach, und sein Korn ist klein und giebt wenig Mehl.

Man säet ihn von Mai bis Ende des Junius. In trocknen Jahren kömmt er gar nicht hervor, und bei zu großem Regen fault er und fällt aus. Der beste Weizen kömmt aus suratischen Saamen, aber auch dieser artet bald aus.

Auf der Insel Bourbon hingegen ist die Ernte fast immer sehr gut. Der Weizen geräch dort völlig so gut, als in Frankreich. Sie liegt zwar auch zwischen den Wendekreisen, allein die hohe Lage ihrer Ländereien beugt den schädlichen Wirkungen der Hitze vor.

Ich sah 1770 bei meiner Rückkunft von Pondichern bei dem Pfarrer im Quartiere Pampelinus ein kleines schönes Weizenfeld, worauf der Weizen durchgehends drei Fuß hoch stand. Der Pfarrer versicherte mir, daß dies Feld das Jahr vorher funfzehnfach getragen. Allein dies war auch nur die zweite Ernte, indem vorher auf diesem Felde nie etwas war gesäet worden, ungeachtet es schon vor funfzehn Jahren war aufgebrochen worden. In dieser Zeit war es wieder so dick mit Grase und großen Kuhblumen bewachsen, daß man fast bis an die Knie hineinsank. Außerdem bestand dies Feld aus einem kleinen flachen Thale, zwischen zwei kleinen Bergen, in welches der Regen jährlich neue Dammerde hinabspülte. Man hatte ungefähr achthundert Pfund Weizen darin ausgesäet, die etwa zehntausend Pfund wieder trugen, welches dreizehntelhalbfülltig war.

Die



Die Raupen und Schmetterlinge hatten aber viel verdorben. Auf einem andern Felde wurden 1770 in zwei Stücken siebenhundert Pfund Weizen gesäet, wovon über die Hälfte eben aus Surate gekommen war. Der übrige war Weizen von der Insel und Kleinförnichter, und man mußte hundert Pfund davon frisch säen, da die Ratten ungefähr so viel davon verzehrt hatten. Der suratische Weizen gerieth vortreflich, der andre aber bekam nur niedriges Stroh und kleine Aehren. Von beiden fielen des starken Regens wegen viele Aehren aus, und die Ratten verzehrten auch eine große Menge davon, so bald er anfing, Aehren anzusehen. Diese Umstände machten, daß er überhaupt nur siebenfältig trug.

Sonst zeigte man mir 1770 noch einen Acker, der schon getragen hatte, und aus einem dunkelrothen Lehm bestand. Dieser Acker war gedüngt worden, und trug recht schönen Weizen, der aber nicht überall gleich gut stand, weil das Feld uneben war, und der Regen an einigen Stellen seine Wurzeln bloßgespült hatte. Dieser Weizen trug nur achtfältig, woran aber auch der Mehlthau und die Ratten Schuld waren.

Im Quartiere Glacq soll der Weizen im Durchschnitte zwanzigfältig und in einigen neu aufgebrochenen Aeckern so gar dreißigfältig tragen. Das zehnte Korn giebt er noch immer auf Aeckern, die schon lange besäet wurden. Allein

in diesen Fällen müssen auch keine Ratten und Vögel, kein Mehlthau und kein heftiger Regen die Ernte verderben.

Man muß sich anfänglich über diesen schlechten Ertrag des Weizens wundern, vorzüglich da man ihn auf Isle de France pflanzt, weil man wegen des felsigten Bodens keinen Pflug brauchen kann. Allein dagegen muß man auch rechnen, daß man den Acker nie brach liegen und nie düngen läßt, wodurch die Fruchtbarkeit desselben nicht wenig zunehmen würde. Das Brachliegen wäre leicht ins Werk zu richten, allein das Düngen scheint mir fast ganz unmöglich zu sein, weil das Vieh noch immer wegen des oft mangelnden Futters sehr selten ist. Die Weiden liefern nur einige Monate hindurch Gras, und eigentliche Wiesen giebt es nicht, wo man Heu machen könnte. Die Grasart Fatage, welche man von Madagaskar hieher verpflanzt hat, kömmt auf Isle de France nur schlecht fort, weil sie guten Boden und viel Wasser braucht.

Man bekommt auf Isle de France die meisten Ochsen von Madagaskar, wo sie ungemein schön sind. Allein von dreihundert kommen höchstens hundert und fünfzig bis zweihundert gesund an, und selbst von diesen stirbt über die Hälfte in weniger als Jahresfrist; so schwer hält es, ehe diese Thiere sich an das Klima gewöhnen. Sie werden mit ganz unbekanntem Krankheiten befallen,

die vermuthlich von dem Futter herrühren, weil die wenigsten es verdauen können. Außerdem sind sie der Räude unterworfen. Ueberstehn sie aber das erste Jahr, so gewöhnen sie sich an die Luft. Das Vieh, welches auf der Insel gezogen wird, ist dieser Krankheit nicht unterworfen, und ist auch ziemlich gut; doch kömmt es dem von Madagaskar und dem Vorgebirge der guten Hoffnung nicht völlig gleich.

Auf dem fürchterlichen Wege von St. Denys nach St. Paul findet man zwischen den schroffen Gebirgen schöne Heerden Rindvieh. Einige Stellen auf diesen Bergen lassen von ferne ganz weiß wegen der vielen Heerden von Ziegen, womit sie bedeckt sind. Die unzähligen Abgründe zwischen denselben verhindern sie nicht, daran hinauf zu klimmern. Diese Heerden machen den Lebensunterhalt auf der Insel Bourbon ziemlich wohlfeil.

Außerdem versieht diese Insel die Schiffe auch noch mit Gemüse, mit Enten und Geflügel, welche sie bei ihrer Abreise von Isle de France immer zu St. Denys oder St. Paul einzunehmen pflegen.

Es ist merkwürdig, daß die Ochsen nicht gern die Gegend verändern; die, welche sich am Ufer des Meeres und in den Gehölzen gut befinden, werden, wenn man sie in eine andre Gegend der Insel bringt, gewiß mager, und ein Theil davon kömmt um, ehe sie sich an das neue Klima gewöhnen.

Von 1722 an, da wir Isle de France in Besitz nahmen, bis 1765 hatte das Rindvieh sich nur so wenig vermehrt, daß man noch nicht über drei bis vier tausend Stück auf der ganzen Insel zählte; und selbst 1770 gab es noch nicht völlig fünf tausend.

Man sieht hieraus, daß auf Isle de France eben nicht viel Vieh geschlachtet werden kann. Das Fleisch galt auch wirklich 1770 und 1771 das Pfund vierzig bis funfzig Sous. In der guten Jahreszeit läßt man zwar so viel Rindvieh von Madagaskar kommen, als nur irgend möglich ist, allein es wird gewöhnlich bald aufgezehrt, und daher ist man oft gezwungen, selbst die vortreflichsten Kühe abschlachten zu lassen, und deswegen kann bloß eine dauerhafte Niederlassung auf Madagaskar Isle de France in Aufnahme bringen; und ich muß hier wiederholen, daß nichts so leicht ist, als eine solche Niederlassung zu Stande zu bringen.

1770 gab es auf Isle de France viele Leute, die gerne nach Fort Dauphin gezogen sein würden, wenn diese Niederlassung nur irgend eine dauerhafte Gestalt bekäme.

Von der Insel Bourbon würden noch mehrere genöthigt sein, sich wegzubegeben, weil die Bevölkerung dort noch weit größer ist, als auf Isle de France, und weil die Ländereien schon sehr getheilt sind. Nach Frankreich gehn von dort



aus nur wenige zurück, weil die wenigsten es kennen.

Auch verschiedene politische Ursachen, die bis jetzt noch die Aufnahme von Isle de France verhindern, würden vermuthlich wegfallen, so bald eine Niederlassung auf Madagaskar zu Stande gekommen wäre.

Von Heuschrecken giebt es zuweilen ganze Gewölke, und wenn sie auf ein Feld fallen, so verzehren sie oft die ganze Ernte, ehe man sie verjagen kann.

Ratten giebt es in so ungeheurer Menge, daß sie die Holländer gezwungen haben sollen, die Insel zu verlassen. Vögel giebt es ebenfalls häufig. Eine Art Zeisig (*taria*) thut großen Schaden. Man brachte sie vom Vorgebirge der guten Hoffnung der Seltenheit wegen, und um dem Frauenzimmer ein Geschenk damit zu machen, im letzten Kriege hieher; allein dies ist ein trauriges Geschenk für die Insel geworden. Auch die sinesischen Sperlinge (*Calfats*), die man aus Ostindien hieher brachte, hatten sich 1765 so sehr vermehrt, daß sie bei hunderten auf Kornfelder fielen, und sie in kurzer Zeit verheerten.

1771 ward eine Verordnung gedruckt, und auf der Insel vertheilt, nach welcher jeder Einwohner jährlich eine gewisse Anzahl Vögelköpfe und Rattenschwänze liefern sollte. Diese weise

schädlichen Thiere verhindern. Allein gegen die Raupen, die Dürre und Orkane vermag der menschliche Wiz nichts. Diese letzte Plage ist die schrecklichste unter allen, und hätte der Insel 1760 fast gänzlich ihren Untergang verursacht. Der Orkan von 1766, der den 19 und 20 März dauerte, war nicht weniger fürchterlich.

Ich war damals eben im Begriffe, die Reise nach den philippinischen Inseln anzutreten. Das Getreide stand vortreflich, da der Regen mäßig gewesen und zu rechter Zeit eingefallen war, und man glaubte schon, von Orkanen nichts mehr zu befürchten zu haben, ungeachtet die Nachtgleiche noch nicht gekommen war. Allein die Einwohner rechnen dabei bloß auf den Neumond und Vollmond, und glaubten, da der Vollmond sich schon zeigte, daß dies, nach ihrem Ausdrucke, der Märzmond wäre, und daß sie vor dem Aprilmond ihre Ernte sicher in ihren Scheuren würden liegen haben. Allein das erste Viertel, das den 17ten nach Mittage eintrat, vereitelte ihre Hofnung, da das Wetter schon an dem Tage anfing, schlimin zu werden; und in der Nacht vom 19ten auf den 20sten verdarb der Orkan die ganze Ernte, im Quartier Pampelmus ausgenommen, welches weniger gelitten hatte.

Das Gemüse auf Isle de France ist ziemlich gut. Die Fruchtbäume aus dem heißen Erdgürtel

lange nicht so gut, als auf Java, den philippinischen Inseln und der Küste Koromandel, wo sie eigentlich einheimisch sind. Französische Frucht-
 bäume kommen selbst auf dem besten Boden nicht fort. Einige Jahre hindurch schießen sie vortreflich auf, schlagen Zweige und grünen; allein sie gehn bald aus, ohne Früchte zu tragen; der einzigen Pfirsichbaum ausgenommen, der mittelmäßige Früchte bringt. Alle Bäume aus unserm Klima verlieren beim Eintritte des dortigen Winters ihre Blätter, ungeachtet die Kälte so geringe ist, daß man nicht einzuheizen braucht, und der Thermometer nicht unter zwölf bis dreizehn Grad über Null fällt.

Umständlichere Nachrichten über die Pflanzen dieser Inseln wird man beim Herrn Commerson finden, der sich lange dort aufhielt, und vortrefliche Sammlungen davon zusammengebracht hatte.

Herr de la Bourdonnaie suchte auf Isle de France Seidenwürmer und eine Indigopflanzung anzulegen, und vielleicht hat er auch Baumwolle zuerst dahin gebracht. Allein von allem war 1760 nichts übrig, als eine schlechte Baumwollens-
 pflanzung und einige Maulbeerbäume. Die dortige Baumwolle ist lange nicht so gut und theuer, als die indische, vorzüglich die bengalische. Der Indigo war ebenfalls theurer und schlechter, als der amerikanische. Seidenwürmer waren gar nicht gerathen, und mit dem Zucker gieng es eben so, wie mit dem Indigo. Das

Das Eisen auf Isle de France wird von einigen für sehr schlecht gehalten; allein ich habe Versuche gesehen, die das Gegentheil beweisen. Nach Indien wird jedoch nur wenig, gegen das französische gerechnet, davon verkauft. Vielleicht könnte es durch besseres Ausichmelzen und andre Bearbeitung auch noch merklich verbessert werden. Folgendes Beispiel scheint die Güte dieses Eisens zu beweisen. Da die Mastbäume auf den europäischen Schiffen von sehr leichtem Holze sind, so dringen die eisernen Bänder, wodurch man ihnen mehr Festigkeit zu geben sucht, ziemlich in dieselben ein, wenn man sie fest anschlägt. Auf Isle de France hingegen ist das Holz, dessen man sich zum Aufsetzen der Mastbäume bedient, so hart, daß die Nägel davon zurückspringen. Da die eisernen Bänder folglich in dasselbe nicht eindringen konnten, so sprangen sie oft wegen der Federkraft des Holzes. Allein dies ereignete sich nie mit den Bändern vom Eisen von Isle de France, welche in den Schmieden des Herrn Hermann waren gemacht worden. Ich muß noch den Umstand anführen, daß die Eisenwerke gerade da angelegt sind, wo es das wenigste Eisenerz giebt. Das Erz wird ausgeschlemmt. Die Gruben im Quartiere Pampelmus sind nicht reichhaltig, und es giebt eigentlich nicht einmal ordentliche Udern, sondern der Regen hat es wahrscheinlich von den Anhöhen in die Ebene herabgeschlemmt.



Sonst grub man es vor der Thür des Ofens aus, welcher auf einer schönen geräumigen Ebene liegt. Einige Zeit nahm die Arbeit guten Fortgang, weil man eine reichhaltige Ader getroffen hatte. Man mußte sie aber nachher fahren lassen, ungeachtet noch lange nicht die ganze Ebene durchsucht worden.

1770 gab es dort fast gar kein Erz mehr, sondern man mußte es über eine halbe Meile vom Ofen holen, und auch diese zweite Ader war nur arm, und senkte sich nicht über einige Fuß tief. Auf einigen Stellen, wo man bis acht Fuß tief grub, kam man auf Felsen und eine Art Zufstein, die zu nichts taugte. Man kann also die Grube von Pampelmus kaum ein Bergwerk nennen, und ich glaube, daß alles Eisen, welches man dort antrifft, durch die Regengüsse von den Bergen herabgespült worden.

Man sagte mir, daß hundert Pfund Erz etwa zwölf Pfund geschlagen Eisen gäben; allein ich habe gesehen, daß man aus neuntausend Pfund funfzehnhundert bis zwei tausend Pfund gegossenen Eisen bekam, welches ungefähr zwanzig vom Hundert macht. Allein diese funfzehnhundert bis zweitausend Pfund gegossenen Eisen gaben nicht die Hälfte geschlagen Eisen, und folglich lieferte diese Grube unter hundert Pfund Erz nicht über zehn

Zu Villebagne schien mir die Grube reichhaltiger zu sein; allein diese ist über eine starke Meile von dem Schmelzofen entfernt, und liegt zwischen großen Anhöhen, die von Bergströmen und Abgründen durchschnitten werden. In den höchsten Quartieren, z. B. den Soldatenquartieren und dem Quartiere der neuen Entdeckung, schienen mir die Eisenadern eben so reichhaltig zu sein, allein Villebagne ausgenommen schicken sich diese Quartiere nur schlecht zur Anlage von Schmelzofen, weil sie keine den verschiedenen Bedürfnissen angemessene Menge Wasser haben. Es scheint auch nicht, daß die Unternehmer der Schmelzofen je in einer Entfernung von zwei bis drei Meilen zwischen fürchterlichen unwegsamen Bergen werden Erz graben und es nach ihren Ofen bringen lassen. Sonst reichen diese Adern nur längst der Oberfläche fort. Die Ostindische Gesellschaft hatte zum Behuf der Schmelzofen ein Gehölze von hochstämmigen Bäumen angewiesen, welches man die Reserve nannte, und etwa zehntausend französische Morgen betrug. Sie schmeichelte sich dabei, daß dies Holz, wenn man es in ordentliche Schläge eintheilte, die Stämme das Jahr darauf aus den Wurzeln wieder aufwachsen würden; allein wie viele Menschenalter werden dazu erfordert werden, ehe dies schöne Gehölze sein zweites Dasein erhalten wird? Verschiedne sorgfältig angestellte Beobachtungen haben mich über



zeugt, daß das Holz auf Isle de France nicht wieder aufwächst. Der Wald, der jetzt die Schmelzofen zu Mondesir versieht, wird bald zur Wüste werden. 1770 hohlte man schon Kohlen anderthalb Meilen weit her, und mit den Jahren wird man sie immer weiter hohlen müssen. So wird blos durch Mangel an Holz und Erz dieser schwache Handlungsweig verdorren, wenn auch keine politische Ursachen sein Gedeihen verhindern; und jetzt erfahre ich auch wirklich, daß dies Gewerbe völlig zu Grunde gegangen ist.

In den letztern Jahren dachte man an den Kaffeebau, wozu die ostindische Gesellschaft die Insel Bourbon vorzüglich ausgesucht hatte. Man pflanzt ihn auf Bourbon sechs Fuß von einander. Ein Baum trägt fast vier Pfund Kaffee, und dennoch rechnet man auf Bourbon nie über ein Pfund auf denselben; so daß ein Einwohner, der funfzig tausend Kaffeebäume besitzt, nicht über funfzig tausend Pfund Kaffee erntet. Man rechnet einen Schwarzen auf tausend Bäume, und folglich würde eine solche Pflanzung funfzig Schwarze brauchen, die aber außer dem Kaufpreise keine weitere Unkosten verursachen, da sie für ihren Unterhalt selbst sorgen müssen. Die O. I. Gesellschaft hatte schon lange den Preis von acht Sous für das Pfund Kaffee auf Bourbon bestimmt, und folglich konnte der Besitzer von funfzigtausend Bäumen auf ein jährliches Einkommen von zwanzig

zigtausend Livern rechnen, welches für ein Land sehr beträchtlich ist, wo außer Wein und Kleidung alle Bedürfnisse äußerst wohlfeil sind. Der Kaffee kann also ein großer Handlungsweig werden, über welchen ich hier noch einige Bemerkungen machen muß.

Der Kaffeebaum gehört eigentlich in dem heißen Erdstriche zu Hause, aber er kömmt nicht überall in demselben fort, und hierauf beruht der Unterschied seiner Güte. Der Arabische Kaffee ist der beste. Der Martinikische und der von Bourbon scheinen sich um den zweiten Rang zu streiten. Der Javanische und Sselänische, den man in Frankreich kaum kennt, ist den letztern beiden Arten nicht gleich, und sehr schlecht. Java und Sselän liegen beide unter der Linie oder nahe daran, und daher muß es dort weit heißer sein, als in den arabischen Gegenden, wo der Kaffee wächst. Zu Moka, welches unter dreizehn Grad dreißig Minuten N.Br. liegt, ist es zwar vielleicht eben so heiß, als auf Java und Sselän, aber fünfzehn Meilen um Moka herum wächst auch kein Kaffee, sondern man muß ihn aus dem Innern des Landes holen. Betelsakir, fünf und zwanzig Meilen N.N.O. davon, ist der eigentliche Markt, und zu Moka wird er blos eingeschifft, welches in dürrem Sande liegt, der blos Datteln hervorbringt, und von keinem Regen befeuchtet wird. Auf den Gebürgen in Arabien regnet es zuweilen,



und diesen Regen wissen die Araber bei ihren Kaffeebäumen zu nutzen. Sie pflanzen in einer gewissen Entfernung von einander spiralförmig um die Berge herum, und zwar immer an so niedrigen Stellen, daß man sie von Zeit zu Zeit durch Gräben oder Rinnen wässern kann. Ohne Zweifel regnet es auf Java und Sselän zu viel, und ungeachtet der Kaffeebaum seine Wurzel gern feucht hat, so wird ihm doch zu viel Nässe schädlich. So heiß es auch im Sommer zu Moka ist, so ist es doch im Winter daselbst sehr frisch, und auf den Gebirgen, wo der Kaffee wächst, herrscht eine wirkliche Kälte. Dieser Theil von Arabien ist überhaupt voller Berge, die sich wie im Amphitheater hinter einander erheben.

Um das Wegspülen der Erde zu verhindern, legen die Araber einen kleinen Kreis von Kieseln um den Saamen herum, der zugleich die Wurzel des Baumes sichert. Sie kröpfen diese Bäume nicht, sondern lassen sie so hoch wachsen, als die Natur will, welches fünf und zwanzig bis fünf und dreißig Fuß beträgt.

Die Araber schätzen den Kaffee von der Ebene nicht. Dieser hat sehr große Bohnen, und wird fast gar nicht in Arabien bezahlt. Je weiter man sich vom Meere entfernt, und je höher die Gegend wird, desto besser wird auch der Kaffee.

Zu Senam oder Sana, die Hauptstadt von

N. Br. zwischen Gebirgen liegt, friert es so stark, daß so gar die Teiche mit Eis belegt werden. Ich kann nicht gewiß bestimmen, ob Kaffee dort wächst, allein man hat mir versichert, daß es dort Kaffeebäume in Gärten gäbe, ungeachtet diese Stadt auf einem hohen Berge liegt. Außerdem giebt es eine schöne Art Kaffee, der von Senam den Namen führt, und den die D. J. Gesellschaft ehemals stark aufkaufte.

Dieser Umstand, den ich zwar nicht als Augenzeuge behaupten kann, veranlaßte einen Streit zwischen mir und Hrn. de la Nür, der sich auf folgende Erfahrung berief.

Einige Einwohner im Quartiere St. Paul auf der Insel Bourbon, hatten ihre Kaffeepflanzungen so hoch getrieben, als es ihnen möglich war. Die höchsten davon lagen etwas über vierhundert Klafter über der Meeresfläche, allein auf dieser Höhe gab es weder Schnee noch Eisteis. Der Thermometer sinkt mitten im Winter höchstens auf fünf Grad über dem Gefrierpunkte, und das Erdreich scheint recht gut zu sein. Allein demungeachtet zerstörten die Eigenthümer 1766 alle Kaffeepflanzungen, die ungefähr auf der Höhe von vier bis fünfhundert Klaftern lagen, weil die Bäume wenig Zweige trieben, auf welchen die Knospen auch nur sparsam saßen. Außerdem ward die Frucht grob, schwammicht und kam nur schwer zur Reife; denn da in den niedern Gegen-



Den die Ernte im Julius und August geendigt ward, so kam man auf diesen Höhen erst im Februar damit zu Stande. Die Eigenthümer der Ländereien fanden daher mehr ihren Vortheil beim Getreidebau. Allein dieser Unterschied kann vom Boden, von den Winden, und vorzüglich von der freien Lage herrühren. Man hört nicht, daß der Kaffee in Arabien ausartet, und eben so wenig geschieht dies auf Bourbon, wovon man verschiedne Ursachen angiebt. In einem Briefe versichert Hr. de la Nux, daß man bei der Anpflanzung des Kaffee auf Bourbon eine von der arabischen weit verschiedne Methode befolgt habe. Die Araber lassen ihn, wie ich erwähnt habe, fünf und zwanzig bis dreißig Fuß hoch wachsen, auf Isle de France und Bourbon macht man einen Strauch daraus, der nicht über sieben bis acht Fuß hoch wird. Die Veranlassung dazu sollen die Orkane sein, weil diese alsdann nicht so sehr den Gipfel der Bäume fassen können; allein vielleicht thut man es auch, weil das Einern bei hohen Bäumen schwerer sein würde. Denn legte man die Kaffeepflanzungen nicht in Gehölzen an, so würden auch diese niedrigen Sträucher nicht vor den Südostwinden sicher sein. Und wenn man ihn auch wachsen liesse, so würde das doch auf Bourbon nicht vorteilhaft sein, weil die Kaffeebäume den Boden bald erschöpfen, und kaum funfzehn bis zwanzig Jahr alt werden. Man muß daher zu

einer neuen Pflanzung auch immer ein neues Erdreich aussuchen. Dieser Umstand hat auch seit 1780 die Einwohner auf Bourbon bewogen, Baumwolle zu ziehn, weil diese auf Stellen fortkömmt, wo Kaffee gestanden hat. Als ich nach Indien reisete, war ich noch der festen Meinung, daß der Bourbonische Kaffee eben so gut wäre, als der Arabische, oder daß höchstens nur ein geringer Unterschied Statt finde. Ich baute dies Vorurtheil auf die Erfahrungen, welche ein Direktor der N. J. Gesellschaft gemacht hatte. Allein zu Pondichery ward ich bald vom Gegentheile überführt, denn der wahre Arabische Kaffee läßt im Munde eine Art von Wohlgeruch zurück, und dem Nachschmack desselben kommen die besten europäischen gebrannten Wasser nicht gleich.

Als ich von Manila abreisete, gaben mir meine Freunde unter andern auch eine Menge gebrannten javanischen Kaffee in zugeforkten Flaschen mit, worauf ich den Tag nach unsrer Abreise den Schiffer und Oberkaufmann, die Armenier waren, zum Frühstück bewirthete. Sie fanden aber diesen Kaffee äußerst widerlich. Nach Tische mußte ich Kaffee mit ihnen trinken, der von Moka kam, und den sie von Madras mitgebracht hatten, woran ich einen erstaunenden Unterschied merkte. Ungeachtet sie Kaufleute waren, hatten sie doch so viel Güte für mich, daß sie mich die ganze Reise von ihrem Kaffee trinken ließen

Zu Pondichern und selbst auf meiner Reise von dort aus nach Isle de France trank ich täglich zweimal arabischen Kaffee, und wie mein Borrath erschöpft war, und ich bourbonischen Kaffee trinken mußte, so kam mir dieser so schlecht vor, daß ich mich nur mit Mühe daran gewöhnen konnte.

Was ich vom bourbonischen Kaffee sage, gilt auch von dem von Isle de France. Man hatte schon vor 1770 Entwürfe zu Pflanzungen gemacht, die mir aber nicht neu schienen, denn ich hatte schon Kaffeebäume im Quartiere Flacq u. s. w. gesehen. Allein ich wage es nicht zu entscheiden, ob der Kaffee auf dieser Insel fortkommen werde, da das Erdreich durchgehends lange nicht so gut zu sein scheint, als auf Bourbon.

1770 gab es zwar auf Isle de France schon zwei bis drei gute Kaffeepflanzungen, vorzüglich zu St. Jean im Quartier von Moka, allein die Orkane thaten viel Schaden daran, und ungeachtet diese Kaffeepflanzungen anfangs sehr schön waren, und wirklich zwei bis drei Jahr hindurch Früchte lieferten, so waren sie doch 1780 schon alle eingegangen. Und da schon der Kaffee auf Bourbon etwas ausgeartet ist, was würde er denn nicht auf dem weit schlechteren Boden zu Isle de France thun? In den Quartieren Pampelmus, den Ebenen Willems und Moka würde er sonst unstreitig am besten fortkommen; allein

da diese Quartiere ganz von Holz entblößt und abgenutzt sind, so würden hier keine Kaffeebäume fortkommen, indem sie Schutz und wenigstens auf dieser Insel ganz frischen Boden verlangen. Die Mitte der Insel ist dem Winde zu sehr ausgesetzt, als daß man je darauf denken dürfte, Kaffee daselbst zu pflanzen.

In den leztern Jahren war man darauf bedacht, Muskatennus, und Gewürznelken-Bäume hier anzupflanzen. Allein wenn Muskatennüsse auch hier fortkämen, so würden sie doch lange nicht so gut werden, als die molukkischen, weil sie ein schwammigtes, hißiges aus Asche und Lava bestehendes Erdreich und ein heißes regnichtetes Klima erfordern. Auf allen molukkischen Inseln, wo Muskatennüsse wachsen, kommen diese Umstände zusammen, und daher glaube ich nicht, daß man auf Isle de France sehr darauf rechnen dürfe.

1770 brachte man Ableger und Nüsse dahin, welche leztere unter die Einwohner vertheilt wurden. Ich habe sie selbst gesehen, und gefunden, daß die meisten wilde Muskatennüsse waren, die groß und länglicht sind, und die ich zu Manila hatte kennen lernen, da sie selbst auf den philippinischen Inseln wachsen. Allein diese Art hat im Vergleiche mit der andern nur wenig Geruch. Man hatte wenigstens fünfmal so viel davon, als von der ächten kleinern und runden Art nach



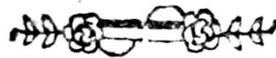
Man vertheilte den Einwohnern vier bis fünf länglichte und eine runde Art, und hatte sie wie Blumenzwiebeln in Erde gesetzt, mit welcher sie auch ausgetheilt wurden. Bei einigen ragte eine kleine Knospe hervor, da sie vielleicht in dem Kasten gekeimt hatten, oder weil vielleicht eine Anzahl schon durchgekeimter Nüsse mitgebracht war. Dies ist alles, was ich davon anführen kann, denn ich weiß nicht, ob von den zweitausend, die ausgetheilt wurden, wirklich eine hervorgekommen sei.

Die Einwohner gaben sich alle mögliche Mühe, die Vorschriften, die man ihnen gegeben hatte, genau zu befolgen. Es ist gewiß auf dieser Insel eine mühsame Sache, fünf bis sechs Fuß tiefe, und vier bis fünf Fuß breite Gräben zu ziehn, da man überall Felsenstücke antrifft, die oft so groß sind, daß man sie sprengen muß. Außerdem mußte man bei jedem Graben ein starkes und dichtes Pfahlwerk ziehn, und mit starken Dornen einflechten, weil die Ratten sehr auf Muskatennüsse erpicht sind. Ich habe diese ganze Arbeit bei dem Hrn. le Juge und bei dem Hrn. de Hauterive mit angesehen, welcher letztere als Befehlshaber seines Quartiers eine doppelte Anzahl, nämlich vier und zwanzig bekommen hatte. Er gab sich die größte Mühe, um seinem Quartiere ein Beispiel zu geben, und seine Pflanzung war unstreitig die beste in demselben. Er versicherte

mir, daß es ihn hundert und funfzig Tage Handarbeit gekostet hätte. Sechs Monat nachher, im Februar, März und April war noch nichts aufgelaufen, welches auch der Fall auf der ganzen Insel war. Einige Einwohner hatten die Neugierde, die Nüsse aufzugraben, und fanden sie ganz verfault. Die kleinen Ableger wurden alle in einen Garten gesetzt, und man versicherte mir, daß sie gut gediehen wären. Ich wünschte sie zu sehn, allein ich ließ mir meine Neubegierde vergehn, als ich sah, daß sie nicht gut angelegt war.

Seit meiner Abreise von Isle de France 1771 schickte man zum zweitemale Schiffe nach den molukkischen Inseln in der nämlichen Absicht aus, und soll viele Nüsse daher bekommen haben, die nach den Inseln Sechelles und Canenne verschickt wurden. Die Nuß, welche man 1773 der Akademie vorzeigte, wurde von den Kommissarien für die wahre Muskatennuß, die man verkauft, erklärt.

Gewürznelken sollen zu Isle de France gut fortkommen, und man zeigte der Akademie welche vor, die auf dieser Insel gewachsen, aber weit kleiner waren, als die von den molukkischen Inseln. Ich glaube auch, daß sie lange nicht so gewürzhast sind, denn jedes Land hat seine eignen Produkte, die durch Verpflanzen immer von ihrer Güte verlihren. Ueberhaupt sind alle indische Früchte auf Isle de France nur mittelmaßig. So kömmt

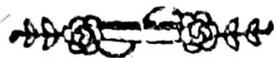


der Mangobaum zwar recht gut fort, allein seine Früchte sind mit den indischen, und vorzüglich den manilischen nicht zu vergleichen. Der Mangostan, *) welcher die angenehmste von allen indischen Früchten trägt, kömmt nur auf der östlichen Küste von Indien fort. 1754 brachte man Ableger davon nach Isle de France, wovon noch 1770 einige übrig waren, die aber so schlecht ausfahen, daß es nicht scheint, als wenn dieser Baum jemals auf Isle de France fortkommen werde. Die Erde, worin ich ihn zu Malakka wachsen sah, ist fett, schwer und wenigstens neun Monate im Jahre ganz schlammicht. Uusserdem regnet es viel zu Malakka, und die Hitze daselbst ist sehr groß. Mangostan kam daher auch schnell und vortreflich fort. Die Erde auf Isle de France ist leicht, und besteht aus Tuffstein. Sie wird auch lange nicht so gut gewässert, als auf der Halbinsel Malakka, und die Hitze ist ebenfalls weit geringer. Man sieht also leicht aus dieser großen Verschiedenheit des Bodens und der Luft, daß der Mangostan auf Isle de France nicht an seinem rechten Orte steht; denn sonst bin ich überzeugt, daß einige sich um die Wette Mühe gaben, das Fortkommen desselben zu befördern. Frau le Juge hatte einen, den sie seit funfzehn Jahren pflegte, und dies war auch der einzige gute unter allen, die auf Isle de France gepflanzt wurden. Beim Herrn Hauterive habe ich einen gesehen.

der eben so alt und kaum so dick war, als ein Pfirsichbaum von zwei Jahren.

Auch die Frucht vom Papabaume (*Carica Papaya* L.) ist auf Isle de France nicht einmal mittelmäßig, und die Bananas sind ebenfalls lange nicht so gut, als man sie an der Straße Sonda hat. Vom Kakaobaume kann man sich eben so wenig versprechen, daß er auf Isle de France fortkommen wird, wenn ich nach dem einzigen urtheilen darf, den ich 1771 bei Frau le Juge sah. Er stand am Eingange eines Gehölzes; denn auch der Kakaobaum bedarf Schutz. Zu Manila pflanzt man sie sechs Fuß aus einander, und setzt in der Mitte einen Lontarbaum, den man wegnimmt, so bald die Kakaobäume stark genug sind, um sich einander schützen zu können, weil sonst die Lontarbäume das Erdreich sehr ausfaugen.

Als ich 1766 Isle de France verließ, so war der Kakaobaum bei Frau le Juge schon ziemlich hübsch. Als ich ihn 1770 wieder sah, so gefiel er mir wegen seines geringen Wachsthums und im Vergleich mit den philippinischen gar nicht. Er hatte auch schon etwas von einem weißen Ansehn, welches befürchten ließ, daß er bald ausgehn würde. Zwar hatte er schon einige Früchte getragen, allein sie waren nicht zur Reife gekommen. 1770 trug er noch Früchte, die aber auch nicht das Ansehn hatten, als wenn sie zur Reife kommen



würden, und aus diesen Früchten schloß ich auch auf seine geringe künftige Dauer, indem einige aus seiner Wurzel herauskamen. Denn dieser und der Tschakabaum tragen ihre Früchte nicht an den Enden der Zweige, sondern längst den größten Zweigen selbst, am Stamme und so gar an den Wurzeln. Dies letztere ist ein Zeichen des Alters, denn sie fangen immer mit den großen Zweigen an, tragen darauf an den Stämmen, und endlich auch an den Wurzeln.

Alle diese Beispiele beweisen hinreichend, daß sich Isle de France nicht für indische Produkte schickt, und daß man daher nicht erwarten kann, daß Muskatennüsse hier so gut gedeihen werden, als in Indien.

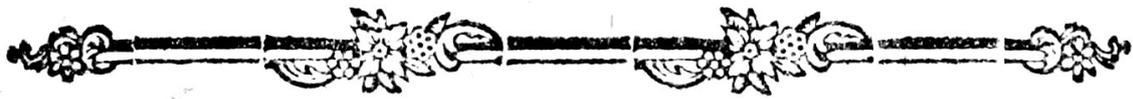


Nachrichten
von
der Insel Madagaskar,
von
Herrn de Pagès.

Ein Zusatz zu le Gentils Reisen.

Aus dem Französischen.

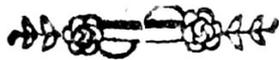
Folgende Nachricht ist aus den vor kurzem herausgekommenen Reisen um die Welt genommen, welche Herr de Pagès, Kapitän in der königlichen französischen Flotte, Ritter des Ludwigs-Ordens und Korrespondent der Akademie der Wissenschaften zu Paris, 1767 bis 1776 gethan hat. Seine lesenswürdige Reisebeschreibung kam 1782 zu Paris in 2 Oktavbänden heraus. Ich kann izt nur den Abschnitt, welcher Madagaskar betrifft, daraus liefern, auf welcher Insel Herr Pagès im Jahr 1774 vom 21 Februar bis zum 29 März zugebracht hat. Was er davon sagt, bestätigt le Gentils Beschreibung und macht sie vollständiger.



De Pagès Nachricht von Madagaskar.

Wir gingen den 21 Februar 1774 in der Bai von Antongil auf Madagaskar vor Anker, unweit der Bucht der Insel Marosse. Auf dieser letztern schlugen wir unsre Zelte auf, und ließen unsre scorbutischen Kranken dahin bringen. In den Wäldern trafen wir Zitronen und Ananas an, wie auch Ochsen und Geflügel, und hofften daher in kurzem unsers Schifsvolkes Gesundheit wieder hergestellt zu sehen.

Die Insel Madagaskar ist nächst der Insel Borneo die größte in der Welt. Ihre Länge beträgt etwa dreihundert Seemeilen, und die Breite hundert; ihre Lage zwischen dem sechs und zwanzigsten bis zum zwölften Grade der Breite giebt ihr das angenehmste Klima. Der Boden hat, so weit man das Land kennt, eine Fruchtbarkeit, die allen Glauben übersteigen würde, wenn die Erfahrung es nicht bewiese. Die Reisenden, und besonders die Botaniker, welche die Produkte des Landes aufs sorgfältigste beobachtet haben, stimmen alle darin überein, und die letztern gestehen mit dem herzlichsten Enthusiasmus, welchen die mit ihren Gaben hier so verschwenderische Natur ihnen einflößt, daß sie ihre Freigebigkeit besonders zu Madagaskar bewiesen habe; indem hier alles aus dem Gewächreiche ein viel kräftigeres Wachsthum



und viel mehr Mannigfaltigkeit hat, als sonst in irgend einer Erdgegend. Die Ausdehnung der Insel von Norden nach Süden veranlaßt ein so vielfaches Klima, daß man hier die Produkte der höhern Breiten sowohl, als der zwischen den Wendezirkeln gelegenen Länder erwarten kann. Der Boden und das Klima des nördlichen Theils schienen mir mit dem in den Inseln des sinesischen Archipelagus sehr übereinzustimmen. Ich glaube, daß die Gewürze hier sehr gut gerathen würden; denn die Frucht *Nabensura* wächst sehr häufig in den Wäldern, und diese vereinigt in sich die Eigenschaften der Nelken, des Zimmets und der Muskatnuß, sie könnte sogar deren Stelle vertreten, wenn man sie vor ihrer Reife pflückte. Die unsägliche Menge der Flüsse, des Viehes und der Vögel, der Ueberfluß an Getreide, der Zucker, Indigo, die reichen Produkte, welche man nur halb kennt, alles beweist die Vortreflichkeit dieses Landes und seine Fruchtbarkeit.

Die ersten Seefahrer, welche diese Insel besuchten, glaubten, daß sie Gold- und Silberbergwerke enthielte; diese ungegründete Meinung hat sich bei gewissen Leuten erhalten, ungeachtet nicht der geringste Beweis vorhanden ist, daß sie wahr sei. Wir haben Bergkrystall gefunden, und ich habe Stücke achtzehn Zoll lang und sechs Zoll dick gesehen. Wir haben auch Markasite ange-

Es schien mir sehr wichtig zu sein, alles dies genau zu beobachten, und die Sitten der Einwohner zu untersuchen, deren große Menge und das allem Ansehn nach hohe Alter ihrer Wohnung auf der Insel, mir mit dem Einfachen ihrer jetzigen Sitten im Widerspruche zu stehen schien. Einige Spuren von Religion und viel Aberglauben, kein Gottesdienst, Züge von Herzensgüte, und bald von Muth, bald von Schwäche, einiges, das mir einen tückischen Charakter zu verrathen scheint, und auf der entgegengesetzten Seite Gebräuche, welche die zarte Empfindung und feinem Sitten anderer Völker erreichen: alles dieses schien mir die größte Aufmerksamkeit zu verdienen, um den Grund oder die Wahrheit davon zu erfahren.

Ich ging zuweilen auf die Insel Marosse, allein die wenigen Einwohner, welche ihres bergigten Bodens wegen darauf leben, und welche durch den häufigen Zulauf unsrer Leute bewogen wurden, sich nach der großen Insel zu begeben, that meiner Neugier kein Genüge. Ich ging auch in das Dorf der großen Insel, welches unserm Ankerplaz am nächsten war; allein da es zum Theil von der Grundlage einer neuen militärischen Kolonie, welche hier einige Tage vor uns ankam, besetzt war, so schien mir diese Mischung nicht günstig, mein Vorhaben auszuführen. Wir hatten einige Leute abgeschickt, um Ochsen aus einem entfernten Dorfe zu holen; seine Entfernung

von den Europäern bewog mich, es zu meinem
 Aufenthalte zu wählen, und ich reisete dahin ab.
 Meine zu große Sicherheit setzte mich vieler Gefahr
 aus, da ich mir die Gelegenheit einer kleinen
 Piroge zu Nuze machte, welche nach diesem Orte
 zurückkehrte; denn als ich um die Insel Marosse
 herum fuhr, wurde der Wind stärker, und unser
 kleines Fahrzeug, das höchstens zwei Fuß breit
 war, befand sich nicht im Stande, das Meer zu
 halten, welches anfieng sehr hohl zu gehen. Wir
 zogen Wasser, und da unser nur drei waren, so
 reichte dies nicht hin, die Piroge zugleich zu
 regieren und auszuschöpfen. Noch zu rechter Zeit
 bemerkte ich, daß die Küste, welche kaum eine
 kleine Seemeile entfernt lag, noch mit Sandbänken
 umgeben war, und daß wir weiterhin auf lauter
 Felsen stoßen würden, die vor derselben lagen.
 Wir fuhren auf die Sandbänke zu; der Wind,
 den wir im Rücken hatten, trieb uns schnell da-
 hin; allein die Brandung ging daselbst sehr stark.
 Ich fand kein ander Rettungsmittel, damit unsre
 Piroge nicht umschlüge und wir ersoffen, als ihre
 Geschwindigkeit zu vermehren, indem ich ein klei-
 nes Segel aufspannte, in der Absicht, daß wir,
 wenn sie alsdann sich auf dem Sand setzte, in
 einer geringen Entfernung vom Lande uns in die
 See werfen könnten. Dies glückte, und wir kamen
 bloß mit einigen Wellen, die uns über den Kopf
 gingen und uns ziemlich durchwässerten. davon.

Einige Indier aus einem Dorfe, welches eine Viertelmeile von der Küste lag, kamen bald darauf zu uns, und baten uns, die Nacht bei ihnen zuzubringen; sie erboten sich, unsre Gepäcke fortzutragen, und bezeigten uns viele Freundschaft; allein ich bemerkte, daß sie mit dem größten Vergnügen einen Korb, worin Brodt und einige Flaschen Wein war, ausluden. Als wir in das Dorf angekommen waren, führten sie mich zu ihrem Oberhaupte, der mich auch gütig aufnahm, und mich bald darauf in ein Zimmer führen ließ, welches er für mich hatte zurecht machen lassen. Ich fand daselbst ein Feuer, den Boden mit Matten bedeckt und hinten im Zimmer eine feine wollne Decke darüber. Eine Menge Indier folgten mir; ich trank ein wenig Wein mit ihnen: sie betrugten sich sehr ehrfurchtsvoll gegen mich; allein sie thaten dem Indier, der mit mir gekommen war, allerhand Fragen, und ich mußte mich lange gedulden, bis es ihnen einfiel, sich wegzubegeben. Die indischen Weiber traten an ihre Stelle, jedoch waren ihrer nicht so viele; nur zwey oder drey von ihnen blieben längere Zeit, und ich fing an zu glauben, dasjenige was man von der Galanterie der Madagaskarischen Indianerinnen erzählte, sei nicht ganz ungegründet. Endlich kam ich frei, aber das währte auch bis spät in die Nacht hinein.

Den andern Morgen ließ das Oberhaupt mich bitten, zu ihm zu kommen und Lof zu



trinken. *) Ich fand bei ihm eine Versammlung von etwa hundert und funfzig der vornehmsten Einwohner. Er nöthigte mich zum Sitzen hinten im Zimmer, ihm zur Seite; die übrigen alle standen. Er ließ eine Tonne von einem Getränke vertheilen, welches aus dem Saft von Zuckerrohr, der mit langem Pfeffer und Senf gegohren hatte, zubereitet war. Er erzeigte mir überhaupt viel Freundschaft. Diese Zerimonie währte etwa zwei Stunden, worauf ich mich wegbegab.

Einige Stunden nachher ließ er mich zum Essen einladen, bloß seine Familie war dabei; die Weiber standen hinter uns, um das Nöthige herzureichen. Hauffen gekochten Reißes wurden auf Bananasblättern aufgetragen; um dieselben lagen Stücke Fisch und Geflügel, die mit langem Pfeffer gekocht waren; die Teller und Löffel waren gleichfals von Bananasblätter. Die Töchter des Oberhaupt's benezten mit Fisch- oder Vögel-Brühe jedem Löffel voll Reiß, den man aß, und seine Frau tischte neue Hauffen Reiß oder Fleisch auf, wenn die vorigen abgingen. Ich ließ Wein bringen und die Mahlzeit wurde recht fröhlich. Einige Stunden darnach ließ ich das Oberhaupt zu mir bitten, um Wein zu trinken; ich machte ihm ein Geschenk mit den Flaschen, und da das Wetter sehr schön und die See ruhig war, so nahm ich Abschied von ihm, und lud ihn ein, an Bord unsrer Schiffe zu kommen, wo er

sehr willkommen sein würde; ich machte seiner Frau und seinen Töchtern ein Geschenk von einigen großen Nadeln, und wir schienen mit einander sehr zufrieden zu sein. Eine Menge Indier begleiteten mich bis an die Piroge, und sie brachten meine Sachen dahin; ich schenkte ihnen Nadeln und setzte meinen kleinen Rückweg fort.

Am Abend kam ich nach dem Dorfe Mahonlewu, welches ich zu meinem Aufenthalt gewählt hatte; es liegt sehr angenehm, einen kleinen Kanonenschuß weit von der See, an einem Flüschen, an dessen Ufer Waldungen und einige Wiesen von geringem Umfange liegen, welche angenehm mit einander abwechseln. Ein kleiner Kanal macht es zur Insel, wenn das Wasser bei der Fluth ins Land tritt. Die Häuser sind zwar nicht weit von einander entfernt, allein es ist Platz genug darzwischen zu Bäumen und Grasplätzen. Das Dorf ist ziemlich volkreich; allein es war ein Theil der Einwohner damals auf ihren Landhäusern, um Reis zu bauen.

Eine Begebenheit, welche den Tag nach meiner Ankunft vorfiel, lehrte mich zuerst etwas von dem Charakter dieser Leute kennen. Ein Franzose war mit der Tochter des Oberhauptes seit einigen Tagen sehr vertraut gewesen, sah sie aber nunmehr, ich weiß nicht warum, nicht mehr mit so günstigen Augen an. Der Ochsenhandel wurde gewöhnlich mit dem Oberhaupte nicht eher geschlossen,



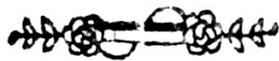
geschlossen, als bis unsre Schalupe ankam, welche sie an Bord der Schiffe brachte. Als sie nun anlangte, wollte das Oberhaupt sich in keinen Kaufvertrag einlassen, falls es nicht in einem Präliminärartikel ausgemacht würde, daß besagter Franzose seine Tochter wieder in eben die Vertraulichkeit aufnähme, worin sie vorher mit ihm gelebt hatte.

Ein so ungewöhnliches Zumuthen nahm mich sehr Wunder, um so viel mehr, da es in allem Ernste geschah, und zwar in einer Versammlung der vornehmsten Indier; allein meine Verwunderung hörte auf, als ich in der Folge merkte, daß listige Absichten und Eigennuß die Hauptbewegungsgründe bei diesem Betragen gewesen waren, und daß es nur darauf angesehen war, ein neues Geschenk zu erhalten. Einige Zeit nachher warf ein Franzose, um sich einige Kinder, die ihm beschwerlich fielen, vom Halse zu schaffen, ein Stück Holz unter sie, und traf ein Kind des Oberhaupt's an den Kopf. Dieser wurde nicht ungehalten darüber; sondern schickte uns seinen Sohn, damit man Pflaster auf seine Wunde legte und ihm Leinwand um den Kopf bände. Ich bemerkte, daß er viel mißvergnügter war, als er sah, daß man seinen Sohn mit einer Binde von geringem Rattun verbunden hatte. Wenn ich die kleinen Vorfälle beobachtete, welche mir ihre Schlaugigkeit und eigennüßigen Absichten gegen

gegen uns verriethen, so bemerkte ich auch auf der andern Seite, daß sie in ihren kleinen Forderungen gar nicht dringend waren. Ich fand sie offen, in ihren Kaufverträgen machten sie immer sehr wohlfeile Preise, und sie haben alles, was sie uns versprochen, stets auf das genaueste erfüllet.

Ich würde schlecht von ihrem Karakter gedacht haben, wenn ich ihre Handlungen gegen uns nicht mit einander verglichen hätte. Es war ganz natürlich, daß sie sich gegen Leute eigennützig betrugten, welche alles, was ihnen angenehm oder nöthig war, im Ueberfluß hatten; allein diese Denkungsart zeigten sie nie gegen einander, indem sie zusammen lebten, und sich bei ihrer Arbeit ohne allen Eigennuß Hülfe leisteten. Wer keinen Reiß hatte, hohlte ihn von seinem Nachbar; das Haus, die Piroge einer abwesenden Familie stand einer andern zu Dienste, und sie schienen mir überhaupt gutartig und dienstfertig. Sie machten mir verschiedne kleine Geschenke; eine Scheere, einige Nadeln und wenig Brantwein machte sie äußerst zufrieden, und da ich gar keinen Theil an dem Handel hatte, den man mit ihnen trieb, so betrachteten sie mich ohne allen Eigennuß.

Einige Tage nach meiner Ankunft hatte der Vorgesetzte der neuen französischen Kolonie, welche etwa fünf Seemeilen von Mahanlewu angelegt wurde, sich mit einem ziemlich mächtigen Oberhaupt des Landes verunwilligt; er ließ auf



ihn schießen, und dieser erwiederte es. Diese Feindseligkeiten setzten das ganze Land in Bewegung, und das Oberhaupt von Mahanlewu rief alle seine Leute zusammen, und setzte sich in Vertheidigungsstand. Wir waren gegen sein Betragen auf unser Hut, weil unsrer nur vier an diesem Orte waren, und luden auf allen Fall unsere Gewehre und ein Steinstück, welches zufälliger Weise hieher gebracht war. Seine Tochter, die unser Mistrauen gewahr wurde, benachrichtigte ihren Vater davon, welcher darauf zu uns kam, um seine Empfindlichkeit zu bezeugen und uns zu versichern, daß wir bei ihm weder von seiner Seite, noch von den Feinden der Franzosen das geringste zu befürchten hätten, da wir seine Gäste wären. Er fügte hinzu, es habe indessen doch das Ansehn, als wenn wir die Partei der neuen Kolonisten nehmen würden, da wir ihre Landsleute wären; was ihn anbetraf, so dürfte er auch wohl die Partei seiner Landsleute ergreifen; jetzt aber ginge er bloß vertheidigungsweise gegen beide zu Werke, und da wir seine Gäste wären, sähe er uns als seine Freunde und Bundesgenossen an.

Dies Dorf war nunmehr nicht so reizend mehr wie vorher, alles war unter Waffen und in Bewegung. Lauter ausgestellte Posten, und herumziehende Wachen; von beiden Seiten ausgesandte Spionen; neue Arbeiten, das Fort mehr

nebst Weib und Kindern, alles machte, daß Ruhe und Handlung aufhörte. Wir begaben uns daher an Bord, und mein Aufenthalt hatte nur zehn Tage gedauert. Die Feindseligkeiten zwischen dem indischen Oberhaupte und dem von der neuen Kolonie blieben jedoch nicht ohne Folgen. Dieser beschloß sich des Indiers zu bemächtigen, oder sein Dorf einzuäschern. Er verlangte unsre bewafneten Schalupen, um ihm zu seinem Vorhaben beizustehen, und sie wurden ihm bewilliget. Wir zogen aus, mit kaltem Blute Feuer und Schwerdt gegen einen Menschen zu gebrauchen, der noch vor wenigen Tagen mit Weib und Kindern voll Vertrauen zu uns gekommen war, der uns Geschenke gebracht hatte, und den wir Gegengeschenke machten, der uns mit Freundschaftsbezeugungen überhäufte und auf Treu und Glauben unsrer guten Gesinnungen versichert war. Ich konnte, ohne Entsetzen, mir dieses indischen Herrn edle Miene voll Vertrauen nicht denken, die gefühlvolle Offenheit seiner Frau und Töchter, die Unschuld seiner jungen Kinder, welche in den Flammen umkamen, oder von eben den Händen ermordet wurden, die noch vor kurzem ihre Schmeicheleien annahmen. Ein Mann, der kaum aus der Klasse gemeiner Privatpersonen herausgetreten ist, um Befehlshaber zu sein, kann der die Vergießung des Bluts zweier Nationen beschließen? Hat er das Recht, die seinige mit



den schwärzesten Schandthaten zu beflecken, weil er die Gerechtigkeit der Forderungen dessen, den er angreift, und die seinigen nicht ganz abgewogen hat? Nichts als die Nothwehr kann ihn berechtigen, die Waffen zu ergreifen; oder wenn die oft ungerechte und dann aus Noth grausame Politik ihn nöthigt, den Schwächern seiner Güter zu berauben und ihn zum Sklaven zu machen, sollte man denn nicht wenigstens diese Ketten mit Blumen umwinden, um sie weniger beschwerlich zu machen?

Mit Vergnügen fand ich (ein Geständniß das ich ohne Schamröthe ablege) daß ich keinen Theil an diesem Zuge nahm. Ist das die Ehre des Kriegesstandes, sein Leben wagen, um das Vaterland vor Verbrechen zu bewahren, welche seine Ruhe stören können, oder ist es eine stillschweigende mechanische Entsagung der Freiheit und des Lebens und vielleicht eine Feilbietung beider?

Solche Irrthümer machen, daß junge Seelen zu Verbrechen hingerissen werden; wovon ein muthvoller junger Edelmann mir bei diesem Zuge einen traurigen Beweis gab. Er war, während unsers Aufenthalts, bei dem Oberhaupte gewesen, welches man bestrafen wolte, und er hatte einige Tage bei ihm und mit seiner Familie in der brüderlichsten Vertraulichkeit gelebt. Er war mit Vergnügen der Freundschaft und Liebe überhäuft worden: er hielt sich da lange Zeit auf und war

seit zwei Tagen zurückgekommen. Er glaubte Beweise seiner Tapferkeit zu geben, wenn er von seiner Kenntniß der Gegenden Gebrauch machte und die Truppen auf die Wege führte, von welchen sie das Fort und die Wohnung seines Wirthes aufs beste, so daß kein Mensch entrönne, überfallen könnten. Eine falsche wüthende Ehrbegier hatte bei ihm alles gerechte Gefühl der Dankbarkeit und die zärtlichen Erinnerungen der Liebe erstickt. Er fühlte es nicht einmal, daß er, nicht zufrieden den Busen derer zu durchbohren, die er geliebt hatte, sogar eifrig bemühet war, daß ihm auch kein einziger Tropfen des Bluts entginge, welchen er aus ihren Herzen pressen könnte.

Das indische Fort und Dorf wurden eine Beute der Flammen; die Einwohner hatten durch ihre Spionen die Ankunft der Franzosen erfahren und waren in die benachbarten Wälder geflüchtet, wo sie die Bewegungen unsrer Truppen beobachteten. Man fand niemand, als einige Weiber, deren Alter sie verhinderte, zu fliehen, und die sich im Gebüsche verkrochen hatten. Ihrer Hinfälligkeit hatten sie es zu danken, daß sie ihre Freiheit behielten. Man kam also zurück im Triumph über einiges altes Hausgeräthe, welches uns nichts nutzen konnte. Ich habe die Folgen dieser Begebenheit nicht erfahren; doch befürchte ich mit Recht, daß sie uns in der Meinung der Einwohner dieser Insel, welche schon anfangen, mir

interessant zu werden, keinen Vortheil werden gebracht haben.

Sie schienen mir von verschiedenen Menschenarten abzustammen; wie ihre Farbe, Haare und Leiber anzeigen. Diejenigen, welche meiner Meinung nach nicht von den alten eingebohrnen Madagaskaren herkommen, sind klein und untersezt; sie haben beinahe schlichte Haare und sind olivenbraun wie die Malanen, mit denen sie überhaupt etwas Aehnlichkeit haben. Die Eingebohrnen haben ziemlich krause Haare, sind groß und wohl gebildet, haben große schöne Augen, einen leichten Gang, und eine offene Miene. Ihre Farbe ist beinahe schwarz; fast wie die Malabaren.

Ich glaube, daß sie sanft und witzig, aber ohne Genie sind; sie sind eitel, eigennützig und zugleich fantastisch; verschlagen, aber ohne Zusammenhang und wetterwendisch in ihren Handlungen. Ich glaube nicht, daß sie einen bestimmten Charakter haben, und sie scheinen mir sowohl die guten als bösen Eigenschaften der witzigen Köpfe von schwacher Seele zu besitzen. Da sie aber wenig Bedürfnisse und Unterschied der Stände haben, so sind Erschütterungen nöthig, um ihre bösen Eigenschaften zum Ausbruche zu bringen, dagegen die guten ihnen täglich nöthig sind und sich in ihrer ganzen Kraft äußern. Die starken Erschütterungen, wie zum Exempel die Gefahren, scheinen ihren Charakter entscheidend zu sein.

haftigkeit, Tapferkeit und Uebereinstimmung zu reizen; allein dieser so schöne Anschein hat selten bleibende Folgen, es sei denn, daß die Gefahr dringend werde.

Sie tragen eine Pagne*) um den Unterleib und eine auf den Schultern; auch haben sie eine Art Mützen, welche wie Matten gemacht ist. Ihre Haare sind in kleine Flechten gedrehet; und den Bart lassen sie bloß am Kinne wachsen.

Die Männer bekümmern sich wenig um den Landbau, doch sorgen sie für die Viehzucht, und lassen das Vieh in den Wäldern weiden. Sie machen die gewöhnlichen und die Kriegspirogen, und fahren damit. Die ersten sind klein und werden mit Pagaien bewegt; allein die letztern, welche alle dem Oberherrn gehören, sind ziemlich groß und fahren mit Segeln: sie können über hundert Mann tragen, und ganz um die Insel herumgehen.

Die Weiber sind von miltlerer und oft kleiner Gestalt; ihre Miene ist bedeutend; allein ungeachtet man sehr wenig häßliche findet, so können doch keine für schön oder hübsch gelten. Sie umgürten sich mit einem langen Tuche, und tragen eine Art Kamisöler, welche nur bis unter den Busen herabgehn; zum Zierrathe ist ein großes rundes und sehr gut gearbeitetes Silberblech daran. Ihr Halsgeschmeide besteht in verschiednen



Reihen langer silberner Ketten, die auf dem Busen herabfallen. Ihre Haare sind in unzählige viel kleine Flechten vertheilt, welche sie auf die Stirn oder den Augenwinkel herabhängen lassen. Sie binden sie auch in einen halben Mond, oder auf schlicht in die Höhe, nachdem es ihrer Gestalt vorthheilhaft ist.

Ihre Arbeit besteht darin, daß sie Reiß, türkisches Korn und anderes Getreide, Kartoffeln, Kaffave, Bananas und dergleichen Pflanzen bauen; sie bereiten die Pflanzen eines Baumes Nafia, um Fäden daraus zu machen. Nachdem sie dieselben mit allerhand Farben gefärbt haben, machen sie einen niedlichen lebhaften Zeug daraus, der ihnen zur Kleidung dient. Doch schätzen sie die Kattune, welche die Europäer ihnen zuführen, höher, ungeachtet sie einen geringern innern Werth haben, als ihre eigne Zeuge. Jedes Haus hat seinen Weberstuhl. Die Blätter eines andern Baums, Wakua genannt, brauchen sie, Matten, Mützen, Säcke und andere zur Haushaltung nöthige Sachen daraus zu verfertigen.

Ihre gewöhnliche Nahrung ist Reiß, Bananas und zuweilen trockne Fische. Sie essen sehr wenig frische Fische und Fleisch. Ihr Getränk ist eine Art Reißwasser, und zuweilen der Saft aus dem Zuckerrohre, der mit langem Pfeffer und Senf gequohren hat.

Die Häuser sind klein und ohne sonderlichen Geschmack gebaut. Die Wände macht man von dicken Binsen, die sehr geschickt verbunden sind; die Dächer sind mit Bananasblättern gedeckt. Das vornehmste Zimmerwerk besteht aus festem Holze; das übrige aber nur aus Bambusrohr, welches schlecht bearbeitet ist. Der Fußboden einiger Häuser ist, der Feuchtigkeit wegen, über die Erde erhoben; und zu diesem Fußboden nimt man alsdann die aus einander geleiteten Stämme solcher Bäume, deren Inneres nicht dicht ist, wie zum Exempel die Palmbäume. Ausser dem, daß die Häuser, deren Boden so erhaben ist, vor den Schlangen und Ungeziefer sicher sind, haben sie auch den Vorzug, viel gesunder zu sein, als die übrigen, besonders in der Regenzeit.

Die Europäer, welche die Insel in dieser Zeit besuchen, sollten dahin sehen, daß sie nur in solchen ihre Wohnung nähmen. Die Vorsorge für die Gesundheit ist in einem Lande äußerst nothwendig, das ihnen durch die Unwissenheit, welche Lebensordnung sie zu beobachten haben, oft so sehr verderblich wird. Mir deucht, man müsse nur sehr leichte Nahrungsmittel genießen, und sehr wenig oder gar keinen Wein, oder andre gegohrte Getränke zu sich nehmen. Man muß nur wenig Fleisch essen, vornehmlich wenn es hart ist, und noch weniger gesalzenes. Dabei muß man sich viel Bewegung machen, um den Körper frei und frisch



zu erhalten; leicht gekleidet gehen, die Sonne nicht scheuen, wenn eine frische Kühlung wehet; aber man muß sich sorgfältig hüten, in der Sonne auszuruhen, wenn eine Windstille und die Luft zum Gewitter geneigt ist. Man muß keine nasse Kleider auf dem Leibe tragen, welche durch die Luft schnell kalt werden; und wenn man von einem Regen auf dem Felde überfallen wird, so ist es besser, sich auszuziehen, und seine Kleider in Sicherheit bringen, um sie trocken wieder anzuziehen, wenn der Regen vorüber ist. Man muß keine heftige Leibesübungen vornehmen, und noch weniger Ausschweifungen begehn. Man trinke das reinste Quellwasser, das zu finden ist, denn das Regenwasser ist nicht gesund. Alles dieses schien mir nöthige Vorsicht zu sein. Ungeachtet die Eingebornen selten andern, als Hautkrankheiten ausgesetzt sind, so werden doch die Europäer, welche hier zur Regenzeit sich aufhalten, manchmal von sehr gefährlichen Fiebern angefallen, weil sie zu unvorsichtig leben. Uebrigens hat dies Land mit allen andern in einem heißen Klima liegenden das gemein, daß die Gesundheit aller aus kalten Ländern kommende Reisenden hier ihren Tribut bezahlen muß.

Ungeachtet die Einwohner dieser Insel keinen Gottesdienst haben, so verehren sie doch ein höchstes Wesen, das gut und gerecht ist, und nach dem Tode die Guten und Bösen richten wird. Sie

beschneiden die Knaben in ihrem siebten oder achten Jahre. Zuweilen warten sie etwas länger, damit die Zahl größer und das Fest feierlicher werde. Alsdann stellen sie große Lustbarkeiten an, und schießen das abgeschchnittne Stück der Vorhaut aus ihren Flinten.

Sie glauben auch ein böses Wesen, und ihre Mansarete oder Zauberer erlauben sich viele Betriegerereien, um sie zu überreden, daß sie vermögend sind, das Uebel abzuwenden, welches dasselbe stiften könnte. Zwar glauben die verständigen Indier wenig an ihre Zaubereien; allein die übrigen setzen viel Vertrauen auf sie.

Gewisse Stücke Holz um den Hals gehängt, oder in ein Beutelchen genähet, sollen sie vor Wunden im Kriege bewahren. Krabben oder Kröten einem Kranken auf den Kopf gebunden, und gewisse Worte dabei ausgesprochen, sollen ihn heilen. Andre Kranken bringt man in eine erhabene Hütte, die gegen Morgen offen ist, und aus welcher in einander geflochtene Fäden weit weg sich erstrecken: wodurch sie wieder hergestellt werden. Bei allen diesen Zerimonien braucht man Räuchwerke; auch müssen die Pfeiler der Häuser zu gewissen Zeiten mit verschiedne Farben neu bemahlt werden. Hundert anderer abergläubischer Gebräuche zu geschweigen, deren sich diese Völker bedienen, und deren Ursprung ich nicht habe entdecken können; die aber vielleicht



Ueberbleibsel der unbestimmten Religionsgrundsätze sind, welche sie von den Morgenländern obenhin gelernt haben. Die Beschneidung, das Räuchern, das Stellen gegen Morgen, sind Spuren der ältesten Religionen. Es ist schwer, hierüber etwas genaues zu erfahren, denn sie mögen sich nicht gern in Unterredungen über Religions-sachen einlassen.

Der schändlichste Aberglaube, den sie haben, ist der, daß gewisse Geburtstage ihrer Kinder unglücklich sind. Wenn ein Weib an einem Tage niederkommt, den der Pansaret dafür hält, so wird das Kind auf dem Felde ausgesetzt und verlassen, daß es umkommen muß. Ich habe dies zwar nicht selbst mit eigenen Augen gesehen, allein so viel Leute haben es mir erzählt, daß ich es glaube.

Sie harpuniren die Walfische an ihren Küsten, und wenn sie sich matt verblutet haben, ziehen sie dieselben näher ans Land, wo die Weiber denjenigen mit Lobgesängen empfangen, der die glückliche Harpune warf. Darauf begeben sie sich weg, und der Walfisch, welcher nun ans Ufer gezogen, wird von den Männern umringt. Der Beredteste hält ihm eine lange Lobrede, worauf sie ihn zerschneiden und das Fleisch essen.

Ihre kleinsten Geschäfte oder Sachen, die sie mit Europäern, oder mit Fremden, die einem andern Herrn unterworfen sind, abzumachen haben, fangaen

fangen sie mit einer Volksversammlung an, welche sie Palabra nennen. Man trägt darin alles vor, was sich auf das Geschäft beziehet, was vorgehing, und die Folgen, die es haben kann. Man erinnert sich an alle Verbindungen oder Streitigkeiten, welche man seit sehr langen Zeiten mit den Personen gehabt hat, mit welchen man jetzt in Unterhandlungen steht. Man überlegt jeden Vortheil und erwägt es lange mit allen seinen Folgen; endlich faßt man einen Entschluß, und die Palabra währen daher sehr lange. Diese Art zu handeln scheint der Beschreibung, die ich von ihrem Charakter gemacht habe, zu widersprechen; dies würde sie wirklich, wenn ihre Rathsversammlung Erfahrung und einen sichern Blick in die Zukunft hätte, und wenn ihre Seele männlich und stark wäre. Ihr verschiedenes Interesse ist auch gar nicht leicht zu vereinigen; denn sie sind in viele kleine meistens unabhängige Herrschaften vertheilet, die sich einander zu unterdrücken suchen. Das Flittergold eines gegenwärtigen Vortheils ist für sie ungemein anlockend, und die unbeträchtlichsten Kleinigkeiten unterbrechen die Ausführung der genommenen Maasregeln, und machen, daß man andere Entschlüsse faßt.

Ihr Vermögen besteht in Korn, Vieh und in Sklaven aus ihrer eignen Nation; denn alle gefangne Feinde, Männer, Weiber oder Kinder werden zur Sklaverei verdammt, und ihre eigne



Landsleute haben von dem Augenblicke an die größte Verachtung gegen sie.

Ihre Waffen bestehen in Schilden und Sagaien, welches eine Art von Wurfspeer wie eine Pike ist, die sie sehr geschickt zu werfen wissen. Außerdem haben sie viel Flinten, welche die Franzosen ihnen verkauft haben, und einige von ihnen wissen sehr gut damit umzugehen. Einige Landesherren haben Steinstücke gekauft, und ich zweifle nicht, daß der Herr von Foulpoint sogar Kanonen habe; eine böse Folge der unvorsichtigen Habsucht der französischen Kaufleute!

Jeder Landesherr hat seine Wohnung in einem Forte, welches man Pallisaden nennt. Das Fort besteht aus drei Reihen dicker, in die Erde gesteckter Bäume, die einander so nahe stehen, daß man nicht hindurch stechen kann. Die äußerste Reihe ist etwa funfzehn Fuß hoch, die folgende neun, und die letzte oder innere wenigstens sechs. Diese drei Reihen stoßen an einander und machen nur ein Bolwerk aus, indem sie einander unterstützen. Diese Pfäle sind oben durch einen Querbalken verbunden, worin jeder Pfal eingefuget ist, und welcher um die ganze Außenseite des Stockwerks herumgeht. Die Thür ist so schmal, daß nur ein Mensch hindurch gehn kann; sie besteht aus kleinen Pfälen, welche auf einem festen Querbalken herumgedrehet werden und einwärts schlagen,

zumeilen zwei solcher Thüren, eine innerhalb der andern; alsdann sind sie in eine Art von Gehäusen eingeschlossen, welches gleichfalls von Pfählen ist. Die meisten von diesen Pallisadenwerken sind längliche Vierecke; andre hingegen haben Bastionen, Gänge und Oefnungen, um die Belagerer zu entdecken.

Wenn sie einen Krieg anfangen wollen, so tragen Weiber und Kinder ihre Sachen in die Kornfelder oder benachbarten Waldungen, wo sie sich verstecken; ihre Heerden verstecken sie gleichfalls in die Wälder. Nur die Männer bleiben im Dorfe. Man tödtet einen Ochsen, und nachdem eine lange Rede gehalten worden, tunkt jeder das Eisen seiner Sagaie in das Blut desselben. Sie zerschneiden ihn, ohne ihm das Fell abzuziehen, theilen sich darein, und essen das Fleisch begierig. Diese Zerimonie ist das Sinbild ihrer blutigen Absichten und des Vorhabens, wozu sie sich anschicken. Die Fremden, welchen man erlaubt, ihre Sagaie mit in das Ochsenblut zu tunken, und denen man ein Stück Fleisch giebt, werden als Bundesgenossen angesehen. Es ist auch bei ihnen ein Zeichen des Bundes, wenn sie mit dem Eisen ihrer Sagaie das Eisen eines Fremden berühren.

Ihre Kriegsunternehmungen bestehn darin, daß sie den Feind stets beunruhigen, und ihn des Nachts in einer nachtheiligen Lage zu überfallen suchen:



suchen: wenn er sich in seine Pallisaden gezogen hat, so belagern sie ihn darin, und wagen wohl, um es zu erobern, einen tapfern Anfall; sie plündern seine Dörfer, führen sein Vieh weg, machen seine Leute zu Sklaven: selten aber werden sie im offenen Felde Stand halten.

Sie sind sehr geschickt, sich zu vertheidigen; sie stellen verlorrne Posten weit weg, schicken beständig Spionen und Aufflurer gegen den Feind aus. Das Oberhaupt von Mahanlewu ließ Häuser niederreißen, welche ihm an der fernen Aussicht aus seinem Pallisadenwerke verhinderten. Er wolte die Mündung seines Flusses behaupten, und ließ deswegen einen Graben in den Sand machen, worin sich seine Fuselir verstecken konnten. Auf den Rand dieses Grabens ließ er ein Stück Holz legen, worin Löcher zu Schießscharten für die Flinten gebohret waren. Man hatte von Stelle zu Stelle Buschwerk hingeworfen, so daß diese kleine versteckte Batterie einen Pistolenschuß weit nicht bemerkt werden konnte, und diejenigen, welche sie besetzten, vor den feindlichen Schüssen sicher waren.

Das Oberhaupt giebt den feindlichen Abgesandten nie Gehör, als bis die vordersten Wachen ihn von den Absichten benachrichtiget haben, in welchen sie kommen. Gefallen ihm dieselben, so geht er aus dem Forte hervor, läßt die Gesandten in einer gewissen Entfernung halten, unterhandelt mit ihnen, und schickt sie

wieder zurück. Niemals werden sie in das Pallisadenfort zugelassen, und man nimt sie mit edler Entschlossenheit auf.

Uebrigens sind diese Indier eines unverföhrlichen Hasses und vorsezlicher Grausamkeit fähig. Einer ihrer Häupter trug die Zähne eines Feindes, den er im Kriege getödtet hatte, um den Hals. Ein anderer hatte die Tochter und eine Verwandtin seines Feindes gefangen genommen; er ließ sie einige Tage nachher zu sich kommen. Mit kaltem Blute tödtete er die erste mit seiner Sagaie, und indem er die andre frei zurückschickte, befahl er ihr, seinem Feinde den Tod seiner Tochter zu erzählen, und ihm zu versichern, daß er und seine ganze Familie eben das zu gewarten hätten.

Wenn ungebildete Völker aufgebracht werden, so scheint die grausame Rachsucht ihre Wuth in Verhältniß der Güte und des Wohlwollens anzufeuern, welche bei ruhiger Lage in ihrer Seele herrschen. Der wilde Amerikaner nahm mich mit Güte auf, und theilte den Fang seiner Jagd mit mir; und doch war die Hirnschädel seines Feindes für ihn eine Schale, welche sein Getränk viel reizender machte. Der Neu-Seeländer frißt die lebenden Glieder des unvorsichtigen oder undankbaren Gastes, der ihn zum Zorn reizte. Der Indier in Madagaskar ist gastfrei und lebt mit dem Fremden, wie mit seinem Bruder; allein er reißt mit Wollust die Zähne

dem Feinde aus, den er im Kriege tödtete, und macht sich einen niedlichen Schmuck daraus; die Trauer und die Thränen der väterlichen Zärtlichkeit sind für ihn ein süßes Schauspiel.

In Ansehung der Geschenke herrscht bei diesen Völkern der asiatische Gebrauch, sowohl wenn sie zu Fremden gehen, als wenn sie dieselbe bei sich aufnehmen. Auch ist es der allgemeine Gebrauch, daß derjenige, welcher ein Anliegen hat, und sich folglich als den schwächern Theil ansieht, dem andern zuerst ein Geschenk mache. Er bekommt von ihm eins dagegen. Die ersten Tage unsers Aufenthalts in dieser Bai verflossen, die Besuche verschiedner Oberhäupter der benachbarten Dörfer anzunehmen. Sie machten sich eine Ehre daraus, die französischen Flaggen auf ihren Kriegspirogen aufzustecken, und schlugen ihre Tamtome zum Zeichen der Freude. Sie kamen, sich unsre Freundschaft auszubitten, und brachten uns zum Geschenke einen Ochsen, Federvieh und Früchte. Eine zahlreiche Begleitung von bewafneten Indiern machte ihr Gefolge aus, welche zum Zeichen der Freundschaft ihre Waffen in ihre Piroge niederlegten, und uns die deutlichsten Beweise ihres Vertrauens und ihrer brüderlichen Gesinnungen gaben. Das Oberhaupt hatte gewöhnlich seine vornehmste Frau, seine Töchter und seine nächsten Verwandtinnen bei sich. Wir bewirtheten sie mit Früchten und Branntwein. Dem Ober-

haupte machten wir ein Geschenk mit einer Flinte und einigen Stücken Kattun für seine Frau. Als sie von Bord gingen, wurden sie mit drei Kanonenschüssen begleitet, und sie bezeugten uns mit Freudengeschrei ihre Zufriedenheit. Die französische Flaggen wurden in ihren Dörfern aufgesteckt, so bald sie die unsrige wehen sahen. Ueberhaupt erzeigten diese Leute uns viele Freundschaft; allein da sie verschlagen sind, so merken sie sehr bald, wenn man sie ihnen nicht erwiedert, und dann werden sie argwöhnisch, oder wenigstens gleichgültig. Wenn wir zu ihnen sandten, um einen Handel zu treffen, so mußten wir dem Oberhaupt ein Geschenk machen, der allemal dabei den Vorsitz führte. Dies schien mir eine Folge ihres Betragens zu sein; sie kamen an Bord, um die Freundschaft mit unsrer Nation zu erneuern, und suchten sich durch das mitgebrachte Geschenk derselben würdig zu machen. Wir gingen in ihre Dörfer, um daselbst unsre Bedürfnisse zu befriedigen, ihre Freundschaft war uns dazu nöthig, und wir mußten sie durch ein Geschenk erkaufen.

Diese Völker sind sehr gastfrei; allein ich glaube, ihre Gastfreiheit komme bloß aus der natürlichen Neigung zum Guten, ohne daß sie eigentlich, wie in Asien, für Pflicht und Tugend gehalten werde.



Mir deucht, daß die Reisenden ihrer Wohlthätigkeit eine zu weite Ausdehnung gegeben haben, indem sie behaupten, ihre Gastfreiheit sei die Ursache, warum sie ihre Töchter den Fremden darböten. Sie hätten die Sitten, den Karakter und den Unterschied bemerken sollen, zwischen Darbietung einer Sache, und willigen Vergünstigung des Gebrauchs derselben; wenn man sich gleichgültig dabei beweist, und wenn zugleich der eigennützigte Karakter sich Hofnung macht, Geschenke dabei zu gewinnen. Sie hätten alsdann sagen können, daß die freien Sitten der Mädchen in Madagaskar, ihr oder ihrer Eltern herrschender Karakter des Eigennützes, Schuld daran wären, daß sie sich den Fremden preis gäben. Ich habe die Wahrheit der Erzählung verschiedner Reisenden untersucht, und wenn ich von derselben überzeugt gewesen wäre, so hätte man nothwendig der Natur die Selbstliebe und Scham absprechen müssen. Welche Nation verachtet sich selbst so sehr, daß sie sich die schmutzigen Vergnügungen des ersten besten Fremden zur Ehre rechnen sollte, und welches junge Mädchen hat so sehr alle Scham verlohren, daß es ohne Beispiel und ohne von Jugend auf daran gewöhnt zu sein, sich einem solchen Fremden preis geben sollte? Die Verschiedenheit der Sprachen und Sitten ist schon hinlänglich, sie von demselben abzuhalten.

Wie ich die Gewohnheiten dieser Völker genau betrachtete, und den Ursprung ihres sonderbaren Betragens gegen die Fremden aufsuchte, so bemerkte ich gleich, daß die Knaben und Mädchen von ihrer ersten Jugend an freien Gebrauch von ihren Naturgaben machen, und sogar von den Eltern dazu aufgemuntert werden. Man sieht leicht, daß diese Freiheit und das Klima sie reizte, den Versuch zu wiederholen, sobald er einmal gemacht ist. Alles kommt zusammen, um sie dazu anzureizen, denn die freisten, lockendsten Handlungen werden als etwas ganz gewöhnliches angesehen. Die Eltern bemerken die Wirkungen davon mit Vergnügen, und halten es für eine gute Vorbedeutung für die Zukunft.

Man wird bemerkt haben, daß ich nur von Knaben und Mädchen rede; denn die Weiber sind sehr treu. Die Männer halten sich zuweilen Weischläferinnen, welche als Weiber vom zweiten Range angesehen werden. Dies allein ausgenommen, glaube ich, daß beide Geschlechter die eheliche Treue sehr genau beobachten. Nun erinnere man sich an dem Eigennuß der Einwohner von Madagaskar; man bemerke, daß die ersten Fremden, welche in neuern Zeiten hieher kamen, und sich setzten, Mahomedaner waren. Nach ihnen kamen die Europäer, und besonders haben die Franzosen sich eine Zeitlang hier selbst niedergelassen. Alle diese Fremden waren Seefahrer und

verliebt, um nichts schlimmers zu sagen. Die ersten, natürlicher Weise ihres Klimas wegen, und weil ihr Gesetz sie dazu berechnete; die andern durch Gewohnheit und Lebensart. Beide von einerlei Begierden angetrieben, mußten, da sie sahen, welche Freiheiten gegen die Mädchen gebräuchlich waren, bald Versuche machen, zu diesen Gebräuchen zugelassen zu werden. Die Verschwendung, welche Seefahrern in ihren Erholungszeiten so gewöhnlich ist, machte dem Eigennuße der Eltern Hofnung zum Gewinn; diese letztere Empfindung verminderte die Entfernung, welche zwischen Ausländer und Landsmanne war, und jener war bald im Stande, seine Wünsche zu befriedigen. Er zeigte die Heftigkeit seiner Begierde darnach, und gab in der Folge den Eingebornen dadurch Gelegenheit, ihren Eigennuß und ihre Politik zum Vortheil ihres Handels und ihrer Sicherheit zu befriedigen. Gemeine indische Privatpersonen hörten zuerst die wollüstigen Reden der jungen Seeleute, nahmen ihre Geschenke und verschafften ihren Begierden Befriedigung. Die Oberhäupter, welche argwöhnisch und gegen den Ehrgeiz der Europäer auf ihrer Hut waren, gaben endlich der Buhlerei ihrer Töchter Unterricht, damit sie von den Fremden ausgewählt würden. Ihr Eigennuß fand seine Rechnung dabei, und sie waren vortrefliche Spionen der Gedanken und Handlungen ihrer neuen Liebhaber. Die jungen

Mädchen, zu Liebeshändeln gewöhnt, von ihren Eltern selbst dazu angehalten, und durch die Hoffnung eines neuen Puzes gereizt, ergaben sich willig den Wünschen der Fremden.

Dies ist, wie ich glaube, der Ursprung und Fortgang dieses sonderbaren Gebrauchs; denn ich kann mich nicht überreden, daß man je dem Fremden hierin mit Anerbietungen zuvorgekommen sei, oder durch Reden dazu Anlaß gegeben habe. Das Interesse treibt inzwischen einige erfahrene Mädchen, ihre Buhlerkünste vor den Fremden auszukramen; allein diese gehören völlig in die Klasse unserer liederlichen Weibspersonen.

Ich habe mich übrigens sehr gewundert, daß dieser Gebrauch keine Vertraulichkeit zwischen den Franzosen und diesen Völkern veranlasset habe. Natürlicher Weise hätte man erwarten sollen, daß der Umgang zwischen dem Manne und der Frauensperson Vertrauen und Zuneigung erregt hätte; indessen ist es sehr wahr, daß es dergleichen gar nicht giebt. Wenn zufälliger Weise der Reiz des Vergnügens sie dahin bringt, daß sie schwanger werden, so wird die Frucht sehr bald durch ihnen bekannte Mittel vernichtet. Ich habe nicht einen einzigen Nestizen in diesem Lande gesehen, welches nach der natürlichen Ordnung der Dinge ihrer mehr als zehntausend enthalten sollte.

Ich habe hier Thatsachen aus einander gesetzt, welche unsern oder fremden Lesern vielleicht der Auf-



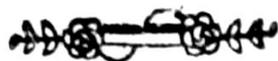
merksamkeit eines Reisenden unwürdig finden; doch hoffe ich, man werde anders urtheilen, wenn man bedenkt, daß diese Thatsachen die Sitten und den Karakter dieser Völker näher kennen lehren. Vielleicht dankt man mir sogar, wenn ich durch meine Bemerkungen die Würde der natürlichen Tugenden des Menschen in ein besseres Licht setze, welche die Erzählungen verschiedner Reisenden gar zu sehr erniedrigt hatten. *)

Ich führe daher bei dieser Gelegenheit an, daß Personen, die zu Otahiti gewesen sind, von welcher Insel man ähnliche Dinge erzählt, mich versichert haben, daß die Otahiterinnen sehr eigennützig sind, und den Preis ihrer Gunstbezeugungen vorher bedingen. Dergleichen Mißtrauen ist zu Madagaskar wohl sehr selten, wo man sich ziemlich auf der Ehrlichkeit des Käufers verläßt. Die Erzählungen eben dieser Personen, die Reden und Handlungen des Otahiters, der zu Paris war, dasjenige, was die Reisenden von der Treue verheiratheter Weiber melden, machen es mir glaublich, daß die Gebräuche in diesem Punkte zu

*) Ich glaube, daß eben dieser Irrthum in Ansehung der Menschenfresser Statt finde, und daß es keine gebe, die es mit kaltem Blute sind. Bloß die Wuth des Krieges oder das Angedenken an erlittene Beleidigungen haben die Indier dazu gemacht, nämlich gegen ihre Feinde, oder die für denselben

zu Staheiti und zu Madagaskar einerlei und aus der nämlichen Quelle entsprossen sind. Ich habe andere Reisende ebenfalls über die Gewohnheiten befragt, welche mit einem geringen Unterschiede in Neu-Seeland und Grönland herrschen, und sie haben mich versichert, daß Eigennuß nur dabei im Spiel wäre; dies alles bewegt mich, ihnen durchgehends einerlei Ursprung zuzuschreiben.

Die Sprache der Einwohner zu Madagaskar ist ziemlich sanft, und ich finde darin eben die Biegungen der Stimme, welche die Sprache der Einwohner der philippinischen Insel hat. Sie schien mir aus verschiednen Sprachen zusammen gesetzt zu sein, indem ich manche arabische und portugisische Wörter darin fand. Kabar zum Exempel bedeutet neu zu Madagaskar und im Arabischen. Wegh bedeutet das Gesicht bei beiden Nationen. Palabra heißt im Portugisischen ein Wort oder Rede, und Rede oder Rathsversammlung in Madagaskar. Man kann, ohne einen großen Fehler zu begehen, das Wort Parole im Französischen gebrauchen, um eine Rathsversammlung zu bezeichnen. Die Ausdrücke parlement und parlementer, davon das erste den Ort und das zweite, im militärischen Verstande, eine Rathschlagung bedeutet, kommen ohne Zweifel von dem Worte parler her.

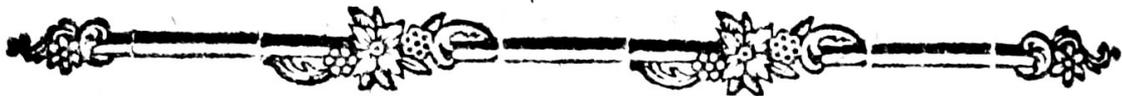


Doch ich habe mich lange genug bei dieser seit langer Zeit bekannten Insel aufgehalten; ich kehre also zu unserm Schiffe zurück.

Man bestimmte die Breite der Erdzunge, die westlich an der Mündung des Flusses Emballe liegt, auf funfzehn Grad siebzehn Minuten. Die Länge war ebendasselbst sieben und vierzig Grad fünf und vierzig Minuten, einer Sonnenfinsterniß zufolge, welche den 12 März um ein Uhr dreißig Minuten hieselbst beobachtet wurde.

Unsre scorbutischen Kranken waren meist wieder genesen, und wir befürchteten, daß ein zu langer Aufenthalt Fieber veranlassen mögte, deren Bösartigkeit wir kannten. Wir versahen uns daher mit Reiß, Ochsen und Geflügel, und legten den 29 März unsre Fregatte vor die Bai, worauf wir nach dem Vorgebirge der guten Hofnung segelten.



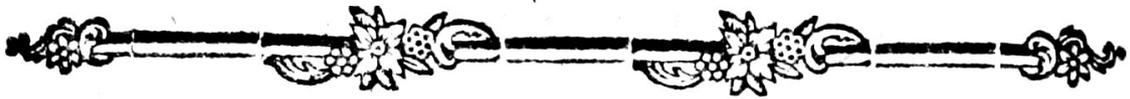


Anhang zu le Gentils Beschreibung der Insel Bourbon und France.*)

Die Insel Bourbon ist 60 französische Meilen lang und 45 breit: allein die Natur hat diesen weiten Raum größtentheils unbrauchbar gemacht. Drei unzugängliche steile Berge, die sechszechnhundert Toisen hoch sind; ein schrecklicher Vulkan, um welchen die Gegend rund herum verbrannt ist; urzählige tiefe Hohlwege, welche so sehr abhängige Flächen im Lande machen, daß dieselben keines Anbaues fähig sind; Berge, deren Gipfel ewige Dürre leiden; Küsten, die allenthalben mit Kieseln bedeckt sind: diese Bildung der Insel setzt dem Landbau sehr enge Gränzen, und macht deren Erweiterung unmöglich. Selbst das meiste Land, welches noch kann urbar gemacht werden, liegt ganz abhängig, so daß die hoffnungsvollesten Ernten nicht selten durch reißende Regenbäche vernichtet werden.

Doch hat der schöne Himmel, die heitre Luft, ein reizendes Klima und gesunde Quellen, auf dieser Insel eine Volksmenge von 6300 Weissen zusammengebracht, alles wohlgewachsene, stark und gesunde, muthvolle Leute, welche

*) Den übrigen Raum auszufüllen, füge ich diesen Anhang aus der neuesten Ausgabe von Raynals Geschichte der europäischen Besitzungen in beiden Indien hinzu. Wegen der starken Verbreitung der älteren Ausgaben, wovon wir auch zwei deutsche Uebersetzungen haben, wird die neue nicht so allgemein bekannt sein, daß nicht vielen Lesern dieser Reisen das folgende noch angenehm sein könnte. Einiges hat Raynal hieher aus des Ritters von S. Pierre Reisen herübergetragen, andere Nachrichten aber sind ihm eigen. Seine Betrachtungen bleiben weg, weil die ältere Ausgabe sie schon hat.



Anhang zu le Gentils Beschreibung der Insel Bourbon und France.*)

Die Insel Bourbon ist 60 französische Meilen lang und 45 breit: allein die Natur hat diesen weiten Raum größtentheils unbrauchbar gemacht. Drei unzugängliche steile Berge, die sechszehnhundert Toisen hoch sind; ein schrecklicher Vulkan, um welchen die Gegend rund herum verbrannt ist; unzählige tiefe Hohlwege, welche so sehr abhängige Flächen im Lande machen, daß dieselben keines Anbaues fähig sind; Berge, deren Gipfel ewige Dürre leiden; Küsten, die allenthalben mit Kieseln bedeckt sind: diese Bildung der Insel setzt dem Landbau sehr enge Gränzen, und macht deren Erweiterung unmöglich. Selbst das meiste Land, welches noch kann urbar gemacht werden, liegt ganz abhängig, so daß die hoffnungsvollesten Ernten nicht selten durch reissende Regenbäche vernichtet werden.

Doch hat der schöne Himmel, die heitre Luft, ein reizendes Klima und gesunde Quellen, auf dieser Insel eine Volksmenge von 6300 Weissen zusammengebracht, alles wohlgewachsene, stark und gesunde, muthvolle Leute, welche

*) Den übrigen Raum auszufüllen, füge ich diesen Anhang aus der neuesten Ausgabe von Raynals Geschichte der europäischen Besitzungen in beiden Indien hinzu. Wegen der starken Verbreitung der älteren Ausgaben, wovon wir auch zwei deutsche Uebersetzungen haben, wird die neue nicht so allgemein bekannt sein, daß nicht vielen Lesern dieser Reisen das folgende noch angenehm sein könnte. Einiges hat Raynal hieher aus des Mitters von S. Pierre Reisen herübergetragen, andere Nachrichten aber sind ihm eigen. Seine Betrachtungen bleiben weg, weil die ältere



welche in neun Kirchspiele vertheilt sind, worunter S. Denis das vornehmste ist. Noch vor einigen Jahren war ihr Karakter Offenheit, Miedlichkeit und Mäßigung, werth des goldenen Zeitalters. Der Krieg im Jahre 1756 veränderte ihn ein wenig: ohne jedoch in ihre Sitten merklichen Einfluß zu haben. Diese Tugenden sind um desto merkwürdiger, da sie mitten unter 20,175 Negerklaven (denn so viel ergiebt die Zählung vom Jahre 1776) entstanden sind und sich erhalten haben.

In dem angeführten Jahre zählte die Kolonie 57,858 Stück Vieh, wovon kein einziges zum Ackerbau gebraucht wurde. Bloß 2891 Pferde ausgenommen, welche man zu verschiedenen Arbeiten brauchte, diente alles übrige zur Nahrung der Einwohner.

Damals war der Betrag der Ernten folgender:

- 5,441,025 Zentner Weizen.
- 3,191,440 Tonnen Reis.
- 22,461,800 Tonnen Mais.
- 2,515,190 Tonnen Hülsenfrüchte.

Der größte Theil dieser Produkte, wurde auf der Insel selbst verzehrt, und das übrige diente der Insel France zur Nahrung.

Für das Mutterland baute die Kolonie 8,493,583 Kaffeestauden, welche den besten Kaffee nächst dem arabischen liefern. Jeder Baum gab anfangs fast zwei Pfund Kaffee. Allein ihr Ertrag ist um drei Viertel geringer geworden, seitdem sie in offenem Felde gebaut werden, und man sie in ausgesognes Land pflanzen müssen, wo die Insekten ihnen sehr nachtheilig sind.

Die französische Regierung wird sich nie um die Aufnahme einer Niederlassung bekümmern, wohin die Schifffahrt durch schroffe Gestade, und ein tobendes Meer stets gefährlich und oft unmöglich gemacht wird. Sie würde dieselbe vielmehr gern verlassen, weil sie so viel Menschen und Güter an sich zieht, die man gern in der Insel France, welche nur fünf und dreißig Seemeilen davon entfernt ist, zusammen vereinigen mögte.

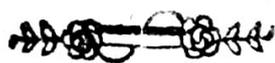
Diese letztere Besizung hat nach des Abt de la Caille Messungen 31,890 Toisen in ihrem längsten Durchmesser, ihre größte Breite beträgt 22,124 Toisen, und der Flächeninhalt 432,680 Arpens.*) Man findet viele Berge darauf, aber kein einziger ist über 424 Toisen hoch. Einige sechszig Flüsse bewässern die Felder, allein die meisten haben zu hohe Ufer und viele nur zur Regenzeit Wasser. Ungeachtet das Land durchgehends mit großen und kleinen Steinen bedeckt ist, so daß es keine Pflugschaar zuläßt und mit dem Karste bearbeitet werden muß, so ist es dennoch sehr gut zum Ackerbau; zwar nicht so tief noch so fruchtbar als auf der Insel Bourbon, allein überhaupt mehr des Anbaues fähig.

Der König nahm die Insel im Jahre 1764 unter seine unmittelbare Regierung. Seit diesem Zeitpunkte hat sich bis zum Jahre 1776 hieselbst die Zahl der Einwohner almählig bis auf 6386 Weiße vermehrt, 2955 Soldaten mit inbegriffen; wozu noch 1199 Freinegern und 25,154 Sklaven kommen. Der Viehbestand belief sich in dem leztgenannten Jahre auf 25,367 Stück.

Der Kaffeebau beschäftigte ziemlich viel Hände: allein Orkane, welche häufig und schnell auf einander folgten, haben den guten Erfolg dieser Pflanzungen gänzlich gehindert. Der Boden selbst, welcher meistentheils eisenshaltig und nicht tief ist, scheint sich ihnen zu widersetzen. Man kann daher wahrscheinlich schließen, daß dieser Bau nicht glücken werde, wenn auch die Regierung, durch die auf den Kaffee gelegten Zölle, so wohl bei der Ausfuhr aus der Insel, als bei der Einfuhr in Frankreich, ihn nicht zu hindern gesucht hätte.

Man hat auch drei Zuckerpflanzungen angelegt, welche die Insel hinlänglich versorgen.

Baumwolle wird noch nicht stark gebaut, und die Ernte giebt gegenwärtig nur 40,000 Pfund. Allein die Baumwolle ist von der besten Art, und alles zeigt, daß sie sich sehr vermehren wird.



Der Kamferbaum, die Aloe, die Kokospalme, das Aloesholz, Sagu, Kardemomen, Zimmet und verschiedene andre, Asien eigenthümliche Pflanzen, welche hier einheimisch gemacht sind, werden wohl immer nur ein Gegenstand der Neugierde bleiben.

Vor vielen Jahren hatte man Eisengruben eröfnet, die man aber wieder verließ, weil ihr Eisen dem europäischen zu weit nachstehen mußte.

Den 27sten Junius 1770 ließ der Intendant dieser Insel, Herr le Poivre, welcher Asien als Naturforscher und als Philosoph durchreiset hatte, 450 Muskatennußpflanzen und 70 Gewürznelkenstauden hieher bringen; nebst zehntausend gekeimten oder zum Keimen reifen Muskatnüssen, und einer Kiste mit gepflanzten Gewürznelken, wovon einige schon aufgegangen waren. Zwei Jahre hernach wurde noch vielmehr von diesen allen eingeführt.

Einige von diesen kostbaren Pflanzen wurden nach den Inseln Seychelles, nach Bourbon und Cayenne gesandt; die meisten aber blieben auf der Insel France. Diejenigen, welche an die Einwohner vertheilet wurden, gingen alle aus, und selbst die Sorgfalt der erfahrensten Botaniker, ihre anhaltende Wartung und große darauf verwandte Unkosten konnten in dem königlichen Garten nur 58 Muskatbäume und 38 Nelkenstauden erhalten. Im October 1775 blüheten zwei von den letzten, und trugen das folgende Jahr Früchte. Diejenigen, welche ich davon vor mir habe, sind klein, dünne und mager. Wenn eine lange Naturalisirung sie nicht verbessert, so haben die Holländer sich ohne Noth Unruhe gemacht, und sie werden nach wie vor ungestört im Besiß des Gewürzhandels bleiben. *) Eine

*) S. Sonnerats Reisen nach Neu-Guinea S. 194 ff. und S. 53. der D. Uebersetzung, Forrests Reisen, (Ebelings Reisesammlung 3 B.) S. II. 131. 169. AUBLET Histoire des Plantes de la Guyane françoise. Paris 1774. 4. S. VII. der Vorrede, und S. 86. ff. behauptet nach eigener genauer Untersuchung, welche ihm viel Feinde gemacht

Eine vernünftige Politik hat der Insel France eine ganz andere Bestimmung gegeben. Der Ertrag des Weizenbaues ist es, welcher hier befördert werden muß; so wie man die Reisernte durch eine bessere Vertheilung des Wassers vermehren sollte. Auch die Viehzucht sollte ermuntert und verbessert werden.

Diese unentbehrlichen Gegenstände wurden lange Zeit gar nicht geachtet, ob es gleich nicht schwer war, Wiesen anzulegen, und die Aecker zwanzigfältige Früchte tragen. Seit einigen Jahren kam die Regierung auf den Gedanken, daß sie alles Korn, so viel die Landbauer abstecken wollten, zu guten Preisen aufkaufen ließ, und seitdem hat man mehr Lebensmittel hier gewonnen. *) Läßt man

Dschilolo) hieher gebrachten Muskatbäume sowohl als die Gewürznelken die unächten Arten gewesen, welche auf allen molukkischen Inseln, ja selbst auf den philippinischen, häufig wild wachsen, aber als Gewürz nichts taugen. Man hat auch den ächten Zimmetbaum aus Selan hieher verpflanzt, welcher nach fünf Jahren reife Früchte trug. Der unächte Zimmet wächst auf der Insel France wild. Nach den neuern Nachrichten des Herrn Céré, Direktors dieser Insel, waren in dem königlichen Garten zu Montplaisir, wo die Gewürzbäume gezogen werden, im Jahre 1776 über 2500 Gewürznelkenstämme, diese vermehrten sich 1777 auf 5000, und 1778 waren ihrer unzählig viel. Ein und dreißig blüheten; allein das Gewürz, das sie lieferten, war lange nicht so stark, als das holländisch-molukkische. Der Muskatbaum gedieh sehr schlecht. Es waren nur acht ächte (*Femelles. Nux myristica femina.*) und die von Poivre gepflanzten. (L.)

*) Man ist sehr darauf bedacht, diese Inseln zu Kornmagazinen zu machen; in dieser Absicht hat der Intendant Maillart du Mesle hier zu besserer Erhaltung des Kornes neuerlich Getreidedarren anlegen lassen, wovon zwei, jede 54000 Pf. Weizen, die übrigen aber 35000 Pfund fassen. Die Kohlen, um 7000 Pfund zu dörren, kosten nur 25 Li-



man das Siftem nicht aus den Augen, fo wird die Kolonie bald hinlängliche Nahrungsmittel für ihre Einwohner, für die Schiffer, welche ihre Rheden häufig besuchen, und selbst für die Truppen und Flotten liefern, welche die Umstände über kurz oder lang dahin bringen könnten. Dann wird die Insel das werden, was sie sein muß, die Vormauer der gegenwärtigen oder künftigen Befigungen der Franzosen in Ostindien; der Mittelpunkt der Kriegsoperationen, welche Frankreich, es sei zum Angriff oder zu seiner Bertheidigung, in jenen fernen Gegenden zu unternehmen oder auszuführen genöthigt sein wird.

